

Bates College

SCARAB

Shanghai Jewish Oral History Collection

Muskie Archives and Special Collections Library

3-28-1995

Rosenthal, Hans oral history interview

Steve Hochstadt

Follow this and additional works at: https://scarab.bates.edu/shanghai_oh

HANS A. ROSENTHAL

BERLIN

28. MÄRZ 1995

Interviewer: Steve Hochstadt

**Transkription: Karin Grimme
Steve Hochstadt**

© 1997 Hans A. Rosenthal und Steve Hochstadt

Steve Hochstadt: Geht's.

Hans Rosenthal: Ja, also, mein Name ist Hans Rosenthal. Ich habe noch einen zweiten Vornamen, Alfred. Also eigentlich heiße ich Hans Alfred Rosenthal, aber *for short* benutze ich eigentlich nur den ersten. Mein, die Familie meines Vaters stammt aus Ostpreußen, und zwar aus einem kleinen Städtchen Bischofsburg, in der Nähe von Allenstein. Dort hatte mein Großvater ein Wäschegeschäft und es gab da vier Söhne in dieser Familie und mein Vater war der älteste. Der Großvater ist 1905 schon gestorben, also nur wenig über 50 Jahre alt war er als er starb. Die Großmutter ist 1922, also später gestorben. Die Familie ist etwa um 1905 oder 1910 nach Berlin gezogen. Welche Gründe im Einzelnen das waren, weiß ich nicht. Es gab ja insgesamt einen Trend in die großen Städte zu ziehen. Sicher hatte das für Juden einen, den Hintergrund, daß man hoffte, sagen wir, mehr anonym leben zu können. Wenn man sich also vor antisemitischen Exzessen oder Anfeindungen oder Antipathien schützen wollte, konnte man das natürlich besser in einer Millionenstadt, ist ja klar, ist ja logisch. Die Familie meines Vaters war zu dem Zeitpunkt als er geboren wurde nicht mehr sehr religiös, die Vorfahren aber ja. In meinen Besitz befindet sich ein *Machsor*, in dem ab 1850 in hebräischer Schreib- und Quadratschrift, sowohl in hebräischer Sprache als auch in deutscher Sprache, aber eben mit hebräischen Buchstaben, die Jahrzeitdaten und die Geburtsdaten aller männlichen und weiblichen Nachfahren, aber nur in direkter Linie, aufgezeichnet wurden. Ich bin übrigens ganz stolz, daß ich das lesen kann und auch entziffern kann und auch die Jahreszahlen lesen kann, also das ist ja schon nicht so ganz einfach. Ja, als die Familie nach Berlin kam war also da eine Jüdischkeit kaum noch vorhanden. Man war schon weitgehend assimiliert. Mein Vater hat die, den Beruf eines Buchhändlers erlernt. Er wollte eigentlich Literaturwissenschaften, oder Literaturwissenschaft studieren oder Germanistik oder, ich weiß nicht so ganz genau, oder Kunstgeschichte, jedenfalls wollte er einen ausgesprochenen humanistisch intellektuellen Beruf ergreifen, aber über ein Studium an einer Universität eben. Er hatte durchaus das Zeug dazu, aber das war ihm verwehrt. Das ist eine Geschichte, die mit meinem Schicksal eigentlich nichts weiter zu tun hat. Natürlich kann man sagen, wenn das anders gekommen wäre, hätte er meine Mutter nicht kennengelernt und so, das ist [unverständlich], kann man vergessen. Aber es war so, daß er an der Schule von seinem Lehrer beschuldigt wurde, einen deutschen Aufsatz, *you understand what that means?*

SH: Ja.

HR: *Composition* gefälscht zu haben, das heißt fremde Hilfe in Anspruch genommen zu haben. Der Lehrer traute ihm nicht zu einen so vorzügliches Deutsch zu schreiben und sagte, behauptete, er habe das gefälscht. Mein Vater war über diese Beschuldigung so böse, daß er sich im Anschluß daran weigerte den weiteren Anordnungen des Lehrers Folge zu leisten. Er saß also mit verschränkten Armen in der Schulstunde, Unterrichtsstunde und hat nichts mehr, er war renitent. Und daraufhin wurde er der Schule, von der Schule verwiesen. Und in Preußen beziehungsweise in Deutschland war das so, daß man dann an keinem anderem, an keinem anderen, keinem anderen Gymnasium mehr Unterricht haben konnte. Und da er das Abitur noch nicht hatte, er war also ein Jahr vor dem Abitur, vor der Matura, konnte er in Deutschland nicht studieren. Also der Hinauswurf aus der Schule bedeutete für ihn das Ende seiner noch gar nicht angefangen habenden Karriere.

SH: Sollte diese Vorwürfe irgendwas mit seiner jüdischen Abstammung zu tun haben?

HR: Ja, ja, absolut. Ja, mein Vater war davon überzeugt. Als er mir, als ich dann schon etwas größer und verständiger war, diese Geschichte erzählte, war er, seinen Worten nach zu urteilen, davon überzeugt, daß das einen antisemitischen Hintergrund hatte, diese Attacke des Lehrers. Sein Vater, also mein Großvater, schickte ihn dann nach Paris um dort den Beruf eines Buchhändlers zu erlernen. Mein Vater hat von 1905 oder 1904 oder 1906, ich weiß nicht so, um diese Zeit herum, gerade als mein, kurz bevor mein Großvater starb, hat er seinen Sohn nach Paris geschickt um dort diesen Beruf zu erlernen. Diese zwei Jahre haben ihm gut getan. Er hat also eine andere Kultur kennengelernt, sein Horizont erweiterte sich und er sprach, als er zurückkam, konnte er französisch. Als ich zur Welt kam und dann später, natürlich als ich zur Welt kam, hab ich das ja nicht gesehen, aber in den Jahren danach habe ich also mitbekommen, daß mein Vater französische Zeitungen in Berlin kaufte um sich zu informieren. Also das war dann in der Nazi-, später, vor allen Dingen in der Nazizeit, gab es ja noch französische Zeitungen zu kaufen. War ja kein absolutes Verbot, es gab ja ausländische Zeitungen in Berlin. Und mein Vater informierte sich auf diese Weise über die Weltpolitik. Ja, das war also eine Konsequenz seines Aufenthalts. Er hat dann auch in der Schweiz noch am Genfer See in Vevey hat er auch noch ein halbes Jahr als Buchhändler gearbeitet, bevor er 1914 Soldat wurde. Er war die ganze Kriegszeit über an der Front, er war also Frontsoldat und war Funker. Und er muß ein ganz hervorragender Funker gewesen sein, denn er hat mir als Kind das alles noch beigebracht, wie man das macht und wie das läuft und wie das funktioniert. Und er war ganz stolz darauf, daß er 1918 das

Telegramm von General Fosch an die oberste deutsche Heeresleitung über einen Waffenstillstand als erster aufgenommen hat. Oder als mit einer der ersten, es hatten sicher noch andere Leute empfangen, es waren ja, er war ja nicht der einzige Funker dort, aber die Reichweite der Sender war nicht sehr groß, so daß also die Zahl der Soldaten oder der Funker, der Kameraden, die das außer ihm auch noch als erster gehört haben im Kopfhörer, sehr klein gewesen sein dürfte. Insofern stimmt also wahrscheinlich die Vermutung meines Vaters, daß er der erste oder einer der ersten war, die das aufgenommen haben.

Der Krieg hat meinen Vater zum Pazifisten gemacht, muß ich so sagen, er war also gegen jeden Krieg. Und politisch war er Sozialdemokrat. Ich will das, dazu später noch etwas sagen. Er war kein Theoretiker der Sozialdemokratie. Er hat sich für Theorie und für Marxismus oder, und für solche Ideen und Theorien, mit Hilfe derer man die Welt verbessern wollte, nicht interessiert, das, er hielt nicht so sehr viel von solchen Dingen. Er war in philosophischer Hinsicht mehr ein Schopenhauer-Anhänger. Mit Marx, ich glaube nicht, daß er Marx gelesen hat. Das lag ihm nicht so sehr.

Ja. Jetzt will ich etwas sagen über meine Mutter. Ach so, muß noch sagen, daß mein Vater dann nach dem Kriege in Berlin sich als Buchhändler selbständig machen konnte mit einer ganz kleinen Buchhandlung, in der es nur einen Menschen gab und das war er selber, er hatte also keine Mitarbeiter, keine Angestellten, niemanden. Und in dem Haus, in dem dieses Geschäft war, wohnte meine Mutter als junge Frau von 22 oder 23 Jahren. Und sie hat hin und wieder in dieser Buchhandlung ein Büchlein gekauft. Und wahrscheinlich hat meine Mutter nachher sich weniger für die Bücher interessiert, mehr für den Buchhändler. Und irgendwie hat sie dann meinen Vater becirt und er hat sie dann geheiratet. Ich glaube schon, daß die Initiative von meiner Mutter ausgegangen ist.

SH: In welcher Straße war die Buchhandlung?

HR: In Berlin Halensee, in der Joachim-Friedrich-Straße. Das Haus ist Nummer 50, das Haus existiert noch, der Laden existiert auch noch, es ist zwar keine Buchhandlung mehr drin, aber das gibt es noch, das Geschäft. Ja. Wir haben dann nicht weit davon in Schmargendorf gewohnt. Aber das ist dann schon meine Zeit und jetzt will ich erst etwas über meine Mutter sagen.

SH: Bitte.

HR: Meine Mutter ist keine Jüdin von Geburt. Sie stammte aus einer rein arischen, rein deutschen Familie. Der Vater war ein kleiner Angestellter und

zwar war ein, man nannte das damals Labordiener. Heute würde man sagen, er war technischer Laborassistent. Aber in der Kaiserzeit hieß das Labordiener. Da gab es eben nur Herren und Diener damals. Also er war technischer Laborassistent bei einem Professor an der Technischen Hochschule in Aachen, *far in the west*. Und der Professor wurde berufen an die Technische Hochschule Charlottenburg. Und da ging er mit und zwar mit der Familie. Meine Mutter wurde dann schon in Berlin geboren und zwar als letztes Kind von 10 Kindern. Das war damals nicht unüblich.

Familienplanung war noch nicht, das gab es nicht oder wenig. Die meisten Geschwister sind im frühen, im zartesten Kindesalter schon gestorben. Die Medizin war ja noch nicht so weit, es gab keine Antibiotika, jede Infektion war ein Riesenproblem. Und es haben nur drei oder vier Geschwister ein reiferes Alter erreicht. Die Mutter starb sehr früh als meine Mutter erst sieben Jahre alt war. Der Vater, also mein Großvater mütterlicherseits, hat nie wieder geheiratet und konnte für seine jüngste Tochter, die älteren Geschwister waren dann schon aus dem Haus, konnte er auch nicht sorgen. Das heißt, es passierte folgendes, die älteste Schwester meiner Mutter, die 16 Jahre älter war, hat ihre Schwester als Siebenjährige zu sich genommen. Die war dann verheiratet und hat dann ihre Schwester in der Familie, hatte keine eigenen Kinder, und hat ihre Schwester auf diese Weise erzogen.

Meine Mutter war eine durchschnittlich gebildete Frau, sie schrieb ein sehr gutes Deutsch, spielte Klavier. Das mußte man damals, damit man eine Heirats-, gute Heiratsaussichten hatte, mußte man Klavier spielen können. Die höheren Töchter spielten Klavier. Das war, es gab ja kein Radio, kein Grammophon, man war also auf Hausmusik sozusagen angewiesen. Grammophon gab es schon, aber Radio noch nicht, also man war auf Hausmusik angewiesen. Und deswegen war jemand, der, ein junges Mädchen, das Klavier spielen konnte, hatte bessere Aussichten eine Partie zu machen als im umgekehrten Fall. Ja.

Als ich zur Schule gehen sollte im Alter von sechs oder sieben Jahren, sieben Jahren, knapp sieben Jahren, habe ich zum ersten Mal überhaupt in meinem kindlichen Leben erfahren, daß ich einen jüdischen, eine jüdische Vergangenheit habe. In der Familie meines Vaters wurde also kein Sabbath gehalten, keine jüdischen Feiertage, man ging nicht in die Synagoge. Über diese Dinge wurde mit mir auch nicht gesprochen. Ich kam also ganz unvorbereitet in die Klasse, das war noch in der Weimarer Republik im Jahr 1931. Und der Lehrer tat mich auf Grund meines Namens, vermutete er, daß ich Jude sei, und tat mich. Den jüdischen Religionsunterricht sollte man haben, man mußte nicht, es gab auch sogenannte Dissidenten, die gar keinen Unterricht hatten, das gab es auch in der Weimarer Republik. Aber wenn nicht ausdrücklich von den Eltern gewünscht, dann hat, sollte man am

Religionsunterricht teilnehmen und der Religionsunterricht war eben für die meisten Klassenkameraden der evangelische oder der christliche Religionsunterricht und für mich war das eben der jüdische. Und ich erinnere mich noch sehr gut, der erste Unterricht war bei einer Frau, die die Schöpfungsgeschichte, also Adam und Eva im Paradies. Und wir spielten, hatten Rollen zu übernehmen, also jemand war Adam, jemand war Eva, irgend jemand spielte die Schlange. Irgend jemand spielte auch den lieben Gott. Es wurde also Theater aufgeführt. Und das fand ich natürlich ganz phantastisch. Kam nach Hause, erzählte das, und die Eltern machten betretene Gesichter. Sie wollten keine Präjudizierung meiner weltanschaulichen Entwicklung. Ich sollte, so hat mir mein Vater das dann erklärt, selber entscheiden, wenn ich älter sei, ob ich überhaupt mich einer Religionsgemeinschaft anschließen wollte oder gar nicht oder. Heute muß ich sagen, mir ist das zwar verständlich, es hat ja auch eine gewisse Logik, aber es ist nicht sehr, im Grunde genommen eigentlich nicht hilfreich. Weil es fehlt ja doch die Tradition und das menschliche Dasein ist eben nicht nur das eines Sandkorns im Ozean. Es ist eben doch Tradition. Na gut, ich muß sagen, ich nahm dann an gar keinem Religionsunterricht teil.

Die ganze Sache änderte sich schlagartig als 1935 die Nürnberger Gesetze in Kraft traten in Berlin, also in Deutschland. Und ich zum Beispiel eine deutsche Schule gar nicht mehr besuchen durfte. Oder entschieden werden mußte, was denn nun mit mir sein würde. Ich war also nach den Nürnberger Gesetzen zunächst mal rein theoretisch Mischling ersten Grades. Aber diese Theorie trat eigentlich gar nicht in Kraft, denn mein Vater hatte mich noch vor dem Inkrafttreten der Nürnberger Gesetze in, in Voraussicht, was kommen würde, hat er mich bei der Jüdischen Gemeinde angemeldet. Er besann sich jetzt unter dem Druck der Nazis, besann er sich seiner jüdischen Herkunft. Er war zwar nie aus der Jüdischen Gemeinde ausgetreten, aber er reaktivierte seine Mitgliedschaft. Ab '35 ging mein Vater in die Synagoge, hin und wieder, nicht häufig, an den großen Feiertagen mit mir. Und wie gesagt, er meldete mich also an. Nun war ich aber ja schon 11, 12 Jahre alt. Also als mein Vater sich dann an den, an die Gemeinde wandte mit der Frage, Bar-Mizwa, aber nicht beschnitten, hat man gesagt, das geht nicht. Und das mit der Beschneidung soll er lieber sein lassen, das sei auch nicht so ganz ungefährlich. Damals war das tatsächlich nicht so ganz ungefährlich im späteren Alter so was machen zu lassen, so daß das unterblieben ist. Ich hab also keine Bar-Mizwa gehabt und bin auch also nicht beschnitten. Ich bin 1935 dann in Berlin in die jüdische Mittelschule gegangen in der Großen Hamburger Straße und habe dort hebräisch gelernt und biblische Geschichte.

SH: Darf ich?

HR: Und bin jeden Erew Sabbath in die Synagoge gegangen, schon deswegen weil auch der Lehrer uns anhielt das zu tun.

SH: Danke.

HR: Und interessanterweise wurde meine Mutter auch 1935 Mitglied der Jüdischen Gemeinde. Sie hat sich entschlossen, sich zum Judentum zu bekennen. Das war ganz ungewöhnlich in Berlin. Also ich kenne eigentlich sonst, ich kenne zwar andere Mischlinge ersten Grades, aber daß die Mütter auch noch, die deutschen, die arischen Mütter oder arischen Väter sich auch noch zum Judentum bekannten, also nicht nur das Kind sondern auch noch der nicht-jüdische Elternteil, das war sicher ganz ungewöhnlich. Aber meine Mutter liebte sowohl ihren Mann als auch ihren Sohn so sehr, daß sie nicht abseits stehen wollte. Das war keine Frage der religiösen Überzeugung, sondern das war eine Frage der Solidarität. Es gab auch, meine Mutter hat an keinem Unterricht teilgenommen, es gab auch keine Mikweh, nichts, gar nichts. Sie ging hin und damals war die Jüdische Gemeinde bereit, wenn jemand kam und sagte, ich will Mitglied sein, dann waren sie. Warum das damals so war, kann man nur vermuten. War aber so. Also es gab dann zu Hause, es gab zwar keinen Sederabend zu Hause, das konnte Vater nicht, aber Chanukka, wurden Chanukkaleuchter angezündet und es wurde "Moas Zur" gesungen und man ging in die Synagoge hin und wieder. Ich ging jeden, jedes Wochenende. Ja, dann kann ich noch erzählen vielleicht, was für Sie interessant ist für Ihre, für Ihre Forschungen, wie mein Vater nach Shanghai gekommen ist und was dann aus uns geworden ist.

SH: Und alle Gespräche oder Überlegungen über Auswanderung.

HR: In dieser Richtung, ja. Also, ich muß sagen, erstmal vielleicht die finanzielle Seite der ganzen Angelegenheit. Durch die Wirtschaftskrise, wir waren also nie reiche Leute gewesen. Wir konnten von der Buchhandlung, die mein Vater in Halensee hatte, schlecht und recht existieren. Wir hatten also gerade zu essen und konnten die Miete bezahlen. Selbst bei Textilien waren wir manchmal angewiesen auf die Hilfe der Schwester meiner Mutter, die in wohlhabenden Verhältnissen lebte und hin und wieder ein bißchen Geld oder auch Sachwerte für ihre Schwester und für ihren Neffen übrig hatte. Etwas, was mein Vater nicht so gern hatte, aber was sollte er machen. Es war wirklich, es ging uns schlecht. Geld für eine Auswanderung, 20.000 Dollar für eine Auswanderung nach USA, erstens hatten wir dort keine Verwandtschaft und wir hätten auch niemanden benennen können oder bitten können dort für ein Affidavit oder so etwas Geld zu bezahlen, auch nicht in England oder

Frankreich.

UNTERBRECHUNG

HR: Jetzt muß ich erst überlegen. Wir sind unterbrochen worden durch ein Telefongespräch. Ja, also wie es zu dieser Auswanderung kam und die Vorgeschichte.

SH: Ja, genau.

HR: Also, wir hatten, waren . . .

SH: Sie waren bei, bei der . . .

HR: . . . bei der materiellen Seite der Angelegenheit.

SH: Ja.

HR: Wir hatten kein Geld. Und ich muß sagen, wir waren so arm, danke, wir waren so arm, daß mein Vater auch alleine nur das Reisegeld nach Shanghai, später als sich das dann, als das akut wurde, hatte er nicht. Die Reise kostete 800 Reichsmark, das Ticket Berlin - Genua, Genua - Shanghai. Also mit dem Zug, ich sag mal, zweiter oder dritter Klasse nach Genua und in Genua auf die billigste Kabine nach Shanghai kostete alles zusammen *one-way ticket to the moon* kostete 800 Mark, die hatte mein Vater nicht. Er konnte die Reise dann später nur machen, weil er, weil ihm jemand das Geld geschenkt hat. Ja. Also die Sache war so, daß Auswanderung für meine Eltern zunächst nicht in den, in diesen Jahren nach 1933, '34, '35 zunächst nicht in Erwägung gezogen wurde. Ich meine, es gab ja nicht wenige jüdische Familien in Berlin, die, und in Deutschland, die schon um diese Zeit ihre Auswanderung energisch betrieben. Gott sei Dank, muß man sagen, daß sie das gemacht haben, wären ja sonst auch umgebracht worden. Und die hatten ja dann auch, ich sag mal, Jahre Zeit das in die Wege zu leiten. Meine Eltern haben das nicht gemacht. Die materielle Seite wird vielleicht auch nur ein Grund gewesen sein. Wie viele andere deutsche Juden, hat mein Vater die akute drohende Gefahr, daß es ans Leben gehen würde wahrscheinlich auch nicht realisiert. Er hat das wahrscheinlich auch nicht für möglich gehalten. Noch dazu er jemand war, der in der humanistischen deutschen Tradition großgeworden war, also um, weiß ich, Goethe, Schiller und die großen Philosophen und Humanismus und,

also eigentlich konnte das nicht sein, so schlimm konnte es nicht kommen.

SH: Hat seine . . .

HR: Gesagt hat er es nicht. Sie dürfen auch nicht vergessen, daß ich zu diesem Zeitpunkt eben, 1935 war ich 11 Jahre alt, da ist man für solche Dinge noch kein Diskussionspartner des Vaters.

SH: Dann soll ich sagen, vermuten Sie, daß seine tapfere Wehrdienst auch eine Rolle gespielt hat?

HR: Nein.

SH: Daß er meinte, weil er . . .

HR: Daß er dadurch geschützt sei?

SH: Ja.

HR: Tja, das ist ein, war er eigentlich Mitglied in diesem, das gab einen jüdischen Verein, einen Verein jüdischer Frontkämpfer, ich glaube, er war da Mitglied. Glaube ich, denn er bekam 14 Tage bevor er Deutschland verließ, einen Brief von Hermann Göring unterschrieben. Der Brief war adressiert an den Juden Jasreal, an den Juden Alfred Jasreal, also nicht Israel, sein zweiter Zwangsvorname war ja Israel, sondern an den Juden Jasreal Rosenthal. Da hat irgendein Beamter sich vertippt auf der Maschine, hat aus Israel Jasreal gemacht. Weiß gar nicht, da gibt es keinen hebräischen Vornamen Jasreal, nicht. Habe ich nie gehört. Also das ist ein Tippfehler gewesen. Und in dem Brief war eine Urkunde, mit der ihm Hermann Göring einen Orden verlieh für die Teilnahme als Frontsoldat am zweiten Welt-, am ersten Weltkrieg. Das war die preußische Bürokratie. Sie war an einen Juden gerichtet, aber da er eben Teilnehmer war, mußte ihm der Orden sozusagen noch überreicht werden. Später wurde das nicht mehr gemacht, aber 1939 ging das, war das noch. Oder das Ganze war ein Irrtum seitens der Bürokratie, ich weiß es nicht. Ja, es könnte sein, daß mein Vater das geglaubt hat, daß er vielleicht geschützt sei durch die Tatsache, daß er Frontsoldat ist, aber. Na ja, es ist, der eine Grund schließt ja den anderen Grund nicht aus. Es kann ja sein, daß ich glaube, ich bin geschützt als Frontsoldat und ich kann außerdem glauben, daß ich zusätzlich sind wir alle, werden wir nicht verfolgt, weil wir, weil die, weil die Deutschen doch einem nicht das Leben nehmen werden, nur weil man Jude ist, wird man doch nicht ermordet werden. Obwohl es natürlich doch eine

gewisse Ausschließung hat, denn wenn ich nämlich sage, man wird mir nicht ans Leben gehen, weil ich Frontsoldat bin, dann stell ich ja in Rechnung, daß man anderen, die nicht Frontsoldaten sind, ans Leben geht. *So this is the contradiction, you see.* Also, ich denke, daß es, hat sicher damit zu tun, daß er glaubte, er, man würde nicht massenweise Menschen umbringen. Das glaubte er vielleicht, daß das nicht eintreten würde. Das änderte sich grundsätzlich mit der, 1938 mit dem November-Pogrom und hatte für ihn auch noch folgende, sehr persönliche, sein Bruder, der auch in Berlin lebte, nämlich der Vater meiner beiden Cousins, der eine in Florida, der andere in Basel. Dieser Bruder kam nach Sachsenhausen. Göring ließ ja mehrere tausend Berliner Juden nach Sachsenhausen bringen oder mehrere Hundert, ich weiß nicht genau, wieviel es waren.

SH: Tausende.

HR: Ja, um von ihnen das Geld zu erpressen. Ja, diese, die Juden sollten eine Strafe zahlen. Die deutsche Judenheit sollte für den Mord an diesem Botschaftsrat vom Rath in Paris, den der David Grynszpan veranstaltet hatte, dieser *Meschuggene*.¹ Also. Da sollten die Juden zahlen eine Milliarde, eine Milliarde. Das ist schon ein Geld, eine Milliarde. Und es wurden auch, mein Vater wurde nicht nach Shang-, nach Sachsenhausen gebracht, er hatte gar kein Geld, das man erpressen konnte. Man brachte die Juden, die ein bißchen betucht waren. Und mein Onkel war etwas vermögend. Und die wurden, hatten das Unglück, daß sie da nach. Und nach sechs Wochen kam der Bruder wieder heraus, also mein Onkel, der vorher ein wohlgenährter, gesunder Mensch war, zum, zum Knochengerippe abgemagert mit vielen Narben und Striemen auf der Haut, die von Mißhandlungen und Schlägen zeugten, aus denen klar ersichtlich war, daß die Nazis keinerlei menschliche Rechte mehr, keine Menschenrechte mehr, auch das Recht auf Leben und auf Gesundheit nicht mehr akzeptieren würden für Juden. Juden waren also vogelfrei. Juden waren gar keine Menschen, das ging ja nicht nur aus der Propaganda der Nazizeitungen hervor, *Stürmer* und so weiter, diese, wo also Juden als Ratten und als Auswurf der Menschheit und als minderwertig und so weiter bezeichnet wurden. Das sind ja nur Worte. In Worten kann man ja auch Menschen viel, nein, hier gab es wirklich Beweise, jetzt konnte man das sehen an dem Körper meines Onkels, daß die Nazis einen umbringen würden. Und mein Onkel sagte, also mein Onkel rief seinen Bruder zu sich nach Hause nach

¹ Der polnische Jude Herschel Grynszpan hat am 7. November 1938 in Paris Ernst vom Rath erschossen. Die NSDAP veranstaltete ein nationales Pogrom gegen Juden in Deutschland am 9. und 10. November, die sogenannte Reichskristallnacht.

der Entlassung aus Sachsenhausen, ich war nicht dabei, aber der Vater kam zurück und erzählte das völlig aufgeregt. Der Bruder hat sich ausgezogen, hat ihm sich nackt hingestellt, hat ihm das gezeigt und hat gesagt, "Alfred, wir müssen Deutschland verlassen oder wir werden es nicht überleben." Und daraufhin sind die beiden Brüder auf getrennten Wegen, nicht zum, am gleichen Tag, im Abstand von wenigen Wochen nach Shanghai gegangen. . . .²

Ja, mein Vater hat dann also seine Auswanderung betrieben. Das war so kompliziert nicht. Zu diesem Zeitpunkt erlaubten die Deutschen den Juden durchaus Deutschland zu verlassen, man mußte nur seine Wertsachen deklarieren und seine, wir hatten aber kein Haus, kein Grundstück, keine Immobilien, so daß also sich die, die Auswanderung meines Vaters aus meiner Sicht heute, nun war ich damals schon 14, problemlos gestaltete.

SH: Wissen Sie, ob die Entlassung Ihres Vaters, nein, Entschuldigung, ob die Entlassung Ihres Onkels durch eine gesagte Bereitschaft auszuwandern verursacht worden ist oder wurde er einfach entlassen?

HR: Ich glaube, er wurde einfach, es, das ist eine Frage, die, darüber habe ich nie nachgedacht. Das ist eine gute Frage. Könnte sein, ja. Das könnte sein. Andererseits sind ja viele Juden aus Shanghai, aus Sachsenhausen entlassen worden, die anschließend nicht ausgewandert sind. Nein, ich glaube, die Entlassung hing damit zusammen, daß damals eine allgemeine Einsperrung der Juden noch nicht im Plan war. Diese Sachsenhausen-Geschichte hatte nur zu tun mit der Erpressung der Milliarde und die hatte sie ja inzwischen. Die sind nach sechs Wochen entlassen worden, weil inzwischen die Juden, die deutsche Judenheit eine Milliarde Reichsmark bezahlt hatte. Und deswegen wurden die entlassen. Ich glaube nicht, daß das mit der Auswanderung zu tun hatte. Ja. *Some more tea?*

SH: Danke.

HR: Ja, mein Vater mußte ja, ja, ach so, nun muß ich noch so sagen. Im Sommer 1938 wurde ich zur Polizei bestellt. Da war ich 14 und mußte eine, nach den deutschen Gesetzen, eine, einen Paß haben, eine Kennkarte. Kein Reisepaß, sondern so ein Ausweis, einen Personalausweis. Das hieß Kennkarte. Und die Kennkarte wurde in meinem Falle, mußte eine jüdische Kennkarte sein, denn nach den Nürnberger Gesetzen war ich ja Jude. Das hieß, Geltungsjude. Das war die offizielle Bezeichnung der, dieses Teils der Nürnberger Gesetze. Also, ein Kind, das einen jüdischen und einen nicht-

² Auf Bitte von Hans Rosenthal wurde hier ein kleiner Teil des Interviews ausgelassen.

jüdischen Eltern-, ein nicht-jüdisches und ein jüdisches Elternteil hatte. Oder einen Teil, der Teil, einen Elternteil, der, der Teil. Einen jüdischen und einen nicht-jüdischen Elternteil hatte, mußte folgendermaßen behandelt werden: wenn der Betreffende am ersten April 1935, das war der Tag, an dem die Nürnberger Gesetze in Kraft traten, Mitglied einer jüdischen Religionsgemeinschaft war, dann war er Geltungsjude, wurde also wie ein Jude behandelt. War er zu diesem Zeitpunkt aber nicht Mitglied einer jüdischen Religionsgemeinschaft, entweder weil er gar keiner Gemeinschaft angehörte oder weil er einer christlichen Religionsgemeinschaft angehörte. Da gab es ja viele solche Fälle, viele, viele, viele. Dann war er sogenannter Mischling ersten Grades, also rein blutsmäßig, rein genetisch, wenn ich das mal so sagen darf, schreckliche Terminologie in diesem Zusammenhang von, na gut, es gibt vielleicht jüdische Gene, weiß der Teufel. Wenn ich also das mal so sagen darf, rein aus rassistischen Gesichtspunkten ist ja der Mischling ersten Grades und der Geltungsjude genau dasgleiche. Der eine hat einen jüdischen Vater oder eine jüdische Mutter und einen deutschen Vater oder eine deutsche Mutter und der andere auch. Aber der eine hat sich als Kind schon oder später oder wie, jedenfalls vor dem ersten April 1935 zum Judentum bekannt, also in diesem, das war der eine einzige Fall, den die Nazis akzeptiert haben, wo ein Bekenntnis ausschlaggebend dafür war, als was man galt. Denn viele Juden, die Christen waren, denen hat das Christentum, wenn sie Volljuden waren, gar nichts genutzt. Ein Jude, der schon als Kind getauft war, war trotzdem in den Augen der Nazis ein Jude. Das war ja keine Religionsfrage, das war ja eine Frage von Blut. Ja. Ja, das ist ganz furchtbar, wenn man sich das heute so überlegt, was die sich ausgedacht haben, diese Leute.

Okay, also was mich anbelangt, war ich also ein Geltungsjude, weil mein Vater, wie gesagt, mich noch vor dem ersten April 1935 bei der Jüdischen Gemeinde angemeldet hat. So, nun mußte er so '38 zur Polizei. Und da passierte etwas interessantes. Die, das Polizeirevier befand sich am Hackeschen Markt in Berlin-Mitte, ganz in der Nähe der Oranienburger Straße, ganz in der Nähe der Großen Hamburger Straße, am Hackeschen Markt, Polizeirevier 16. Der Leiter dieses Polizeireviers ist in die Geschichte eingegangen.³ Wenn Sie zu Doktor Simon gehen, dem Direktor der Stiftung Neue Synagoge, Zentrum Judaicum, so wird der Ihnen erzählen, daß dieser Reviervorsteher, dieser Chef des Polizeibüros am Hackeschen Markt dafür gesorgt hat, daß die Synagoge in der Oranienburger Straße nicht verbrannt ist. Er ließ nämlich einen kurz gelegt, ein Feuer, das kurz, weiß ich, um Mitternacht gelegt wurde, löschen, angeblich, weil das Feuer auf die

³ Der Polizeihauptmann hieß Krützfeld.

Nachbarhäuser hätte übergreifen können. Aber man nimmt an, daß er als alter Sozialdemokrat das mißbilligt hat, diese, diese Verbrennung von Synagogen. Später ist die Synagoge doch zerstört worden, aber durch Bomben. Und ich bin also da auf diesem Polizeirevier gewesen, neben mir stand mein Vater, der die ganze Zeit über kein Wort sagte. Als der Polizist mich fragte, "Sag mal," der duzte mich natürlich, ich war ja 14. "Sag mal, Du bist doch gar kein Jude. Du bist doch Mischling. Da brauchst Du doch gar keine jüdische Kennkarte." Er legte mir also in den Mund, wissend oder ahnend, was in den nächsten Jahren passieren würde mit uns, Abstand zu nehmen vom Judentum, *to deny it*.

SH: Das war dieser Chef oder noch ein Polizist?

HR: Das, ich nehme an, es war nicht der Leiter des Polizeireviers. Dieses ganze Polizeirevier war gespickt mit alten Beamten, das war eine sozialdemokratische Höhle. Jedenfalls, ich kann es nicht sagen, ich glaube, es war nicht der, der Reviervorsteher, obwohl mir, ich habe oft darüber nachgedacht in den letzten Jahren, wie das gewesen ist und kann mir diese Szene sehr genau in Erinnerung rufen, auch die Achselstücke, die er hatte. Und wenn ich die Achselstücke, die er hatte, überlege, dann war er ein Hauptwachtmeister oder ein Wachtmeister, also jedenfalls kein Offizier. Und der Reviervorsteher hatte ja, weiß ich, den Rang eines Hauptmannes oder so. Ja. Also was hatten, was habe ich da nun gesagt? "Nein," habe ich gesagt, "ich bin Jude. Ich möchte eine jüdische Kennkarte." Da hat dann der Polizist gesagt, "Na gut, dann kann man nichts machen. Wenn das so ist, dann ist es eben so." Und ich kriegte eine jüdische Kennkarte. Mein Vater hat nichts gesagt. Für meinen Vater war diese Frage wichtig, also nichts zu sagen, er wollte diese Entscheidung ganz und gar seinem Sohn überlassen. Dann daraus können Sie entnehmen, daß im Sommer 1938, das war ja vor dem Pogrom, mein Vater immer noch Illusionen hatte über die Zukunft. Denn hier hätte er ja sozusagen aus Opportunitätsgründen sagen können, oder hätte mich vorher instruieren können und sagen, "Sag das und das," oder. Nein. Nichts. Das war also im August oder im Juli 1938.

ENDE DER SEITE A, KASSETTE 1

BEGINN DER SEITE B, KASSETTE 1

SH: Okay, geht's weiter. Danke.

HR: Bevor mein Vater auswanderte, wenige Wochen vorher ging er in die Meinekestraße in Berlin. Da saß die jüdische Jugendhilfe, hatte da ein Büro. Und das war, die war zuständig für die Jugend-Alijah. Und meldete mich dort an. Seine Idee war und das wurde dann auch zu Hause besprochen zwischen Vater, Mutter und mir, Vater geht nach Shanghai, der Sohn geht nach Palästina und die Mutter bleibt in Berlin. Die Mutter ist ja geschützt, so viel wußte man schon, daß meiner Mutter nichts passieren würde oder kaum etwas, also jedenfalls nichts Gravierendes. Und im April oder März, im April wanderte mein Vater aus und im März ist er in die Meinekestraße gegangen oder im Februar 1939 mußte man nicht unbedingt damit rechnen, daß der Krieg ausbrechen würde. Also man konnte denken, aha, Vater ist weg, Shanghai, und da wird der Sohn im Sommer oder im Herbst 1939 nach Palästina gehen. Ja. Das kam aber dann so, daß nachdem mein Vater also weg war, bekamen wir von ihm Briefe, schöne Briefe, lange Briefe mit einer Schreibmaschine geschrieben. Er hat sich da irgendwie eine Schreibmaschine beschaffen können, eine Reiseschreibmaschine. Seitenlange, auf dünnstem Luftpostpapier geschriebene Schilderungen des täglichen Lebens in Shanghai. Und da mein Vater schriftstellerisch begabt war, waren das nicht kurze Briefe, sondern solche Briefe bestanden aus 6, 7, 8, 9, 10 Seiten, beidseitig beschrieben.

SH: Was ich sehr gern jetzt haben möchte.

HR: Das wäre heute ein, ein kolossaler Fund, eine Fundgrube, eine Goldgrube, ja, na, Goldgrube nicht, also jedenfalls ein. Diese Briefe kamen dann auch noch nach Kriegsausbruch übrigens bis '41 über Sibirien, zwar nicht mehr mit der Luftpost, auf dem Landweg, aber nach ungefähr 6 Wochen langten Briefe aus Shanghai in Berlin an. Na ja, 6 Wochen, mein Gott, man hatte ein Lebenszeichen. Nach dem Krieg, also nach 1941, also nach dem Sommer 1941 gab es dann nur noch Rote-Kreuz-Karten aus Shanghai, und zwar vielleicht zweimal im Jahr oder so, mit 25 Worten. Und da stand eben nur, "Es geht mir gut," und kein Wort von Krankenhaus, haben wir nie gewußt. Das haben wir erst nach dem Krieg erfahren, daß er schwerkrank war, das hat er also nichts, nichts darüber geschrieben, nichts gesagt.

Ich bin dann, wie gesagt, der Vater war schon weg, im Oktober 1939, ganz genau am 5. Oktober, auf *Hachschara* gegangen. Kriegte eine Benachrichtigung von, aus der Meinekestraße von der jüdischen Jugendhilfe, daß ich mich am 5. Oktober in Schniebinchen, in der Niederlausitz ist das, einfinden solle. Ich habe die Schule dann quittiert. Ich bin also dann, hab die

Schule verlassen. Da mußte man keine Anträge mehr stellen, da ging man eben nicht mehr hin. Die jüdische Schule war eine Schule, in der von einem Tag auf den anderen Schüler nicht mehr erschienen, weil sie eben entweder auswanderten oder abgeholt wurden oder waren eben nicht mehr da. Ich ging da nicht mehr hin, ich ging also nach Schniebinchen. Das Schniebinchen ist Luftlinie von Berlin, na ja, 180 Kilometer entfernt, mehr nicht. Es liegt direkt 30 Kilometer oder 20 Kilometer jenseits der deutsch-polnischen Grenze, also auf polnischem Gebiet. Damals war das aber Deutschland und war der jetzt polnische Teil der Niederlausitz. Und Schniebinchen heißt heute ein bißchen anders, weil das eben inzwischen polonisiert worden ist, der Name, und ich bin auch zweimal da gewesen nach dem Kriege um mir das anzusehen. Ich habe auch ein bißchen fotografiert, das hat sich alles sehr, sehr verändert. In Schniebinchen lebten ungefähr 120 Jugendliche mit ihren *madrichim*.⁴ Von diesen 120 waren 100 in meinem Alter und 20 waren Erwachsene, so 20jährige Jugendliche, 25jährige Jugendliche.

Wir hatten dort, wir mußten landwirtschaftliche Arbeiten verrichten, hatten *Ivrit*, das war im Gegensatz zu dem, was wir in der Schule lernten, da wurde ja eigentlich mehr das klassische Hebräisch gelehrt, also das Hebräisch der, des Gebetbuches und der Thora, was ja auch nicht schlecht ist. Aber zum Beispiel die Schreibschrift und so das haben wir eigentlich in *Hachschara* gelernt. Und Biologie hatten wir bei Chaim Pinkus, ganz moderne Biologie, habe ich zum erstenmal etwas von Genen gehört und von Chromosomen, Erdkunde, also die Geographie Palästinas, und im übrigen war das eine schöne Zeit. Ich bin dort nur etwas länger als ein halbes Jahr gewesen.

Ach so, ich muß dazu sagen, während dieser Zeit ist niemand, während ich dort war vom Oktober 1939 bis zum April 1940 ist dort niemand nach Erez gekommen. Ich habe gehört, daß im Sommer 1940 oder im Frühjahr 1940 noch vor Ausbruch des Krieges mit der Sowjetunion etwa 10 Jugendliche über Jugoslawien nach Palästina gekommen sein sollen aus Schniebinchen. Ich habe das nie nachprüfen können. Ich habe einen Klassenkameraden, mit dem ich in Berlin in der Großen Hamburger Straße war in der jüdischen Schule und mit dem ich auch in Schniebinchen war, und der in Auschwitz war und in Mauthausen und 1948 oder '47 nach Erez ausgewandert ist und der in einem Kibbuz lebt heute in Israel. Mit dem habe ich, jedes Mal wenn ich nach Israel fahre, besuche ich ihn. Er weiß das auch nicht. Aber es soll, sollen einigen gelungen sein über Jugoslawien wegzukommen. Okay.

Ich wurde krank im Frühjahr, im, ja, im Februar, März 1940 bin ich schwer erkrankt an einer Polyarthrititis. Und diese Polyarthrititis hat dann zu einer Herzmuskelentzündung geführt. Ich war also nicht mehr, nach

⁴ *Madrichim* sind Jugendleiter.

Auffassung der Lagerleitung, also der Leitung der *Hachschara* dort sollte ich möglichst das verlassen. Und da meine Mutter ja in Berlin lebte, war es das einfachste, man schickte mich zurück nach Berlin. Ich bin auf diese Weise am ersten Tag, an dem ich wieder schmerzfrei war, das war also im April 1940 auf dem gleichen Weg, nämlich mit der Eisenbahn, wieder zurückgefahren nach Berlin und habe dann lange Zeit zu Hause gelegen, war unter ärztlicher Kontrolle. Und diese Myocarditis hat sich dann gebessert und dann ganz und gar gegeben, so daß ich also später keine Probleme mehr hatte mit dem Herzen. Aber ich war in Berlin. Und ich habe dann in Berlin alles das erlebt, was andere Berliner Juden auch erlebt haben, zumindestens alles das, was Berliner Juden, die privilegiert waren, auch erlebt haben. Denn ich war ja nun privilegiert dadurch, daß ich mit einem nicht-jüdischen, in diesem Falle zwar nicht Ehegatten aber Elternteil, das war dasselbe, zusammenlebte, wurde ich nicht deportiert. Ich war zwar Zwangsarbeiter, ich mußte den Stern tragen, ich hatte jüdische Lebensmittelkarten, ich durfte keine Gaststätten besuchen, keine Theater, keine Kinos, nicht auf Parkbänken sitzen, nicht in Schwimmbäder, kein das, dies nicht und jenes nicht, ich durfte natürlich auch keine deutsche Freundin haben und, und, also das war alles verboten und bei Todesstrafe verboten, aber ich wurde nicht deportiert. Ich habe, nachdem ich von dieser Krankheit einigermaßen wieder genesen war, bin ich dann, in Berlin gab es eine Schule des ORT. Sie wissen, was das ist? *O-R-T*.⁵

SH: Es gab auch solche Schulen in Shanghai.

HR: Ja, das ist eine phantastische Organisation, ja. Und da habe ich Schlosser und Klempner versucht, den Beruf eines Klempners oder Schlossers, also *a plumber, you know, a plumber*, Klempner. Was ist eigentlich Schlosser auf Englisch?

SH: Wir haben kein Wort, glaube ich, das genau Schlosser übersetzt.

HR: Na, muß doch so was geben im Englischen. Na, gut, was ein Schloß ist im Englischen, weiß ich, aber was ist, *a lock*, aber was ist mit, wie heißt der Beruf, der, der, ein Mechaniker, ja?

SH: Würde ich, ja, Mechaniker sagen.

HR: Ja.

⁵ ORT heißt *Organization for Rehabilitation through Training*, eine weltweite jüdische Einrichtung, die versuchte, der jüdischen Jugend einen handwerklichen Beruf beizubringen.

SH: *Mechanic.*

HR: *Mechanic*, ja. Gut, also das habe ich versucht zu erlernen, aber nach einem halben Jahr war das auch vorbei, wurden alle jüdischen Einrichtungen geschlossen. Das war im Frühjahr '41 und wir wurden dann zur Zwangsarbeit verpflichtet in der Rüstungsindustrie. Und ich war dann von 1941 bis '43 in Berlin bei einer Rüstungsfirma, nämlich bei der Firma Ehrich & Graetz. Und dort wurde ich auch Ende Februar 1943 im Zuge der sogenannten Fabrikaktion verhaftet. Und ich bin in der Rosenstraße inhaftiert gewesen, hier am Alexanderplatz. Das war schon eine Vorsortierung. In die Rosenstraße kamen im Allgemeinen nur solche Personen, die arisch versippt waren, so hieß das, arisch versippt. Sippe ist, ja? Okay. Ja, ich weiß nicht, wie gut Ihr Deutsch ist.

SH: Verstehe ich.

HR: Also ich war arisch versippt und kam also dahin. Und das Haus gehörte ja der jüdischen Gemeinde. Und das war also eine ganz schreckliche Zeit, wir waren zusammengepfercht in diesen Büroräumen. So ein Zimmer war vielleicht, na ja, etwas größer als dieses Zimmer und da haben 60 Menschen drin gelebt, 14 Tage lang. Wir konnten nicht alle zusammen schlafen, das ging nicht, soviel Platz war gar nicht. Einige mußten stehen, also die Hälfte stand, während die andere Hälfte lag. Wahnsinn. Und die Toilettenverhältnisse, ganz entsetzlich. Ja. Nach 14 Tagen wurde ich entlassen mit dem Auftrag, also wir mußten auf dem Hof antreten und es wurden dann die Namen aufgerufen. Und in der Zwischenzeit hatten die also uns überprüft, ob wir nun tatsächlich nicht-jüdische Verwandte hatten, bei denen wir lebten oder nicht und dann.

In diesen Tagen fanden auch diese Demonstrationen statt in der Rosenstraße, da kam, also ich habe meine Mutter gesehen vom Fenster, die gehörte zu den Demonstranten unten. Und das wird Sie interessieren. Unter den Demonstranten waren auch Soldaten, deutsche Soldaten. Aber was waren das für Soldaten? Das waren Mischlinge. Bis '43 hat nämlich bei der Wehrmacht ein Mischling ersten oder zweiten Grades, der nicht Geltungsjuden war, der mußte Uniform anziehen und wurde an die Front geschickt. Und da waren ein paar von diesen Kumpels, die hatten Urlaub, Heimaturlaub, die waren gerade zufällig in Berlin, als diese Aktion war. Und da ihre Väter dort eingesperrt waren, sind sie hingegangen und haben nachgefragt. In Uniform! Diese ganzen Demonstrationen haben die Nazis nicht gerne gesehen, weil das machte Unruhe in Berlin. Nun waren das nicht Zehntausende von Demonstranten, es waren ja nur ein paar, vielleicht 100 oder so, vielleicht

waren es 120, 130, 150 Menschen. Aber die wankten und wichen nicht von der Stelle, die standen da oder gingen auf und ab. Und das war so demonstrativ, daß das also die, das mochten die Nazis nicht, ganz abgesehen davon, daß bei den, in den nazistischen Plänen damals die Deportation dieser Gruppe von Juden, die also mit nicht-jüdischen Familienangehörigen in Wohngemeinschaft lebten, das war nicht vorgesehen. Das hätte zuviel Unruhe gestiftet, das wollte man nicht. Es waren ja nicht ein, waren ja nicht wenige, es waren ja Tausende von, ich glaube, es gab in Deutschland etwa 5000 oder 6000 oder 10000 sogenannte privilegierte jüdische Personen, die also in solchen Verwandtschaftsverhältnissen lebten.

Also ich gehörte zu dieser, zu diesen Leuten, die entlassen wurden, und der Auftrag lautete, ich sollte zum jüdischen Krankenhaus in die Iranische Straße gehen. Gibt ja in Berlin ein sogenanntes jüdisches Krankenhaus, das war damals aber wirklich ein jüdisches Krankenhaus. Heute heißt es zwar noch so, ist aber keins mehr. Zum Arbeitseinsatz, ich sollte dort arbeiten im jüdischen Krankenhaus. Das habe ich auch gemacht, bin dahin gegangen. Also ich bin erst nach Hause gegangen, meine Mutter war glücklich, daß ich wieder da war. Und ein oder zwei Tage später bin ich also dann in das, in die Iranische Straße gegangen im Bezirk Wedding und habe mich bei dem Hausmeister gemeldet, das war der Herr Chaskel. Und da hat der gesagt, "Ja, ja," sagt er, "die SS, die schickt hier läufend, laufend also junge Leute. Ich weiß gar nicht, was ich mit denen machen soll. Ach, weißt Du was? Du gehst in den Leichenkeller." Das war nun das Allerschlimmste vom Schlimmen. Ich sage, "In was, das Leichenkeller?" "Ja," sagt er, "wir haben hier eine Leichenkammer, gekühlt. Da liegen die Selbstmorde bis sie freigegeben werden von der Staatsanwaltschaft zur Beerdigung, zur Beisetzung." Jede unnatürliche Todesursache, das war alles preußisch, das war. Die Leute wurden zwar abgemurkst in Auschwitz, aber in Berlin war ein toter Jude nicht zu bestatten, wenn er nicht von der Staatsanwaltschaft zur Bestattung freigegeben worden war. Sagt er, "Am besten, ich sperre Dich ein paar Minuten ein da in dieser, in diesen Keller und dann wirst Du ja sehen, ob Du das aushalten kannst. Also immer wenn die Leichen freigegeben werden, dann mußt Du die Nummern, die Leichen hatten an ihrem, an ihrem Körper eine Nummer, und wenn die Nummer freigegeben ist, dann mußt Du die rausziehen und auf den Wagen packen und die neu, frisch eingelieferten Selbstmorde, die lagerst Du da wieder ein." Ich war 18 Jahre alt. Also er hat mich da eingeschlossen, 5 Minuten vielleicht. Ich habe nichts angefaßt. Ich, also ich war völlig unfähig irgend-, ich konnte gar nichts, ich konnte kaum denken. Als er die Tür geöffnet hat, habe ich gesagt, "Also, Herr Chaskel, tut mir leid, die Arbeit kann ich nicht machen." "Ja, andere Arbeit habe ich nicht." Da bin ich nach Hause gegangen, war erledigt die Sache.

Zu Hause habe ich tagelang darüber nachgedacht, was mache ich denn nun. Die SS hat gesagt, ich soll im jüdischen Krankenhaus arbeiten. Aber im jüdischen Krankenhaus kann ich nicht arbeiten, will ich nicht arbeiten. Was mach ich denn nun eigentlich? Dieser Fall war ja bei der Entlassung aus der Haft gar nicht vorgesehen. Ich kann doch nicht zur SS gehen und fragen, was soll ich denn jetzt machen? Ich hatte noch einen Arbeitskameraden aus der Rüstungsfabrik, der mit mir zusammen verhaftet worden war, auch ein Geltungsjude, auch in der Rosenstraße, auch in die Iranische Straße entlassen, auch nicht willig im Leichenkeller zu arbeiten, also ein Mensch in der gleichen Lage wie ich, er liegt auf dem jüdischen Friedhof. Mit dem habe ich mich beraten und wir haben dann nach vielleicht 6 Wochen des Feierns, des Nichtstuns gesagt, nee, also wenn die Gestapo rausbekommt, daß wir gar nichts tun für den Endsieg, dann werden sie uns erschießen. Wir werden uns beim jüdischen Arbeitsamt melden. Das habe ich auch getan, wir sind dann beide zum jüdischen Arbeitsamt gegangen in Neukölln und haben uns gemeldet. Die haben überhaupt nicht gefragt. Die haben uns auf den Abriß vermittelt, Abriß ist, wenn man Häuser, die durch Bomben ganz oder teilweise zerstört sind bis auf die Grundmauern abträgt. Da haben wir dann bis Kriegsende gearbeitet in Steglitz. Das heißt ich, er nicht . . .

UNTERBRECHUNG

HR: So, also bis zum Kriegsende in Steglitz bei dieser Abrißfirma gearbeitet. Mein Freund, den ich vorhin erwähnt habe, der hat nicht so lange dort arbeiten können. Und das will ich jetzt kurz erzählen, weil das ist doch eine Sache, die, ich habe über ihn und auch noch über zwei andere Arbeitskameraden, Zwangsarbeiter, nach Yad Vashem berichtet und auch hier an das Jüdische Museum in Berlin, aber diese Geschichte möchte ich doch jetzt hier erzählen. Der junge Mann war also genauso alt wie ich und hieß Ernst Ehrenreich, war also auch wie ich Geltungsjude, Sternträger, hatte einen jüdischen Vater und eine nicht-jüdische Mutter. Die war aber nicht Mitglied der jüdischen Gemeinde. Und Ernst war ein, sagen wir, etwas leichtsinniger, leichtfertiger junger Mann, der die Verbote der Nürnberger Gesetze nicht akzeptierte für sich. Er ging also mit deutschen Mädchen ins Bett, er besuchte Konzerte, er war ein Musikfan, sogar, und zwar sowohl für klassische Musik als auch für Jazz. Und mochte sich nicht reglementieren lassen von den Nazis. Und er hat mich dazu verleitet, muß ich so sagen, verleitet, mit ihm ein paar Mal ins Konzert zu gehen. Wir haben dann Klavierkonzerte von Beethoven gehört oder Mozart und haben Furtwängler erlebt am Dirigentenpult, Wilhelm

Furtwängler, ein Begriff. Alles verboten für uns, aber wir haben das gemacht, ohne Stern. Diese, das war natürlich gefährlich, denn wenn man in eine Kontrolle kam und seinen jüdischen Ausweis zeigte mit dem "J" und dann kein Stern, dann war das identisch mit Deportation. Dann war kein Schutz mehr gegeben. Und das wurde ihm zum Verhängnis. An einem Tag, an dem ich nicht dabei war, kam er in eine solche Kontrolle und ist verhaftet worden. Und die Gestapo hat versucht ihn zu erpressen. Also er war plötzlich nicht mehr da und nach einiger Zeit meldete er sich bei mir.

Zu diesem Zeitpunkt war ich nicht mehr zu Hause, das habe ich noch gar nicht erzählt, das muß ich dann noch erzählen. Ich wohnte also dann nicht mehr zu Hause. Ich bin gleich nach meiner Entlassung aus der Haft von zu Hause weggegangen. Das hing damit zusammen, daß meine Wohnung in der Großen Hamburger, unsere Wohnung war in der Großen Hamburger Straße direkt neben dem jüdischen Altersheim und neben der jüdischen Schule. Und das war ja, die war ja nun inzwischen zu einem Gestapoquartier geworden und davor standen SS-Posten. Ich konnte doch unmöglich mit dem Stern jeden Tag dort lang gehen. Je mehr die Russen sich Berlin näherten, desto größer war ja die Wahrscheinlichkeit, daß die Nürnberger Gesetze anders ausgelegt werden würden. Das ist ja eine Auslegungsfrage, nicht, ob ich sage, den deportiere ich oder den deportiere ich nicht. Und wer, ich sage mal, im Februar oder März oder im Januar 1945 mit dem Stern durch Berlin gegangen ist, der muß *meschugge* gewesen sein, denn die, die haben einen weggenommen. Also das konnte ich nicht machen. Ich bin also weggegangen von zu Hause und da, wo ich unter-, unterschlüpfen konnte, gab es Telefon. Und der Ernst hatte diese Telefonnummer und rief mich an und sagte, "Du, hör mal, ich, wir müssen uns treffen." Und wir haben uns dann getroffen an einem Ort, wo wir ungestört miteinander reden konnten. Und dann erzählte er mir, daß die Gestapo versucht hat, ihn zu erpressen, Juden ans Messer zu liefern, zu verraten. Juden aufzuspüren in Berlin, die illegal lebten, und sie der Gestapo zu, in die Hände zu spielen. Solche Fälle hat es gegeben, die Stella Kübler ist ja ein Beweis dafür. Es gab übrigens neulich eine schreckliche Fernsehsendung. Ich weiß nicht, ob Sie diesen Film gesehen haben?

SH: Nein.

HR: Vom ARD, ganz schlecht, ein schlechter Film. Der Autor dieses Films hat der Stella Kübler erlaubt ins, in die Fernsehkamera hinein zu sagen, ins Mikrofon hinein zu sagen, daß die, daß sie ein gutes Werk getan hat, denn die Juden ließen sich lieber von Juden verhaften als von, als von der SS. Die Frau hat bis heute nichts verstanden. Kennen Sie die Story von der Stella?

SH: Ein bißchen, ja.

HR: Die war auch in der gleichen Firma, Rüstungsfabrik wie ich, ich kannte sie von dort. Okay, aber das ist jetzt alles, das führt viel zu weit und führt uns vom Thema weg. Ernst sagte mir also, die Gestapo wolle ihn erpressen, er soll Juden aufspüren, die illegal in Berlin lebten. Das war gar nicht so lei-, das war gar nicht schwer, denn die Juden hatten ja keine Lebensmittelkarten, diese untergetauchten, illegalen Juden, diese U-Boote, diese *submarines* hatten ja kein, nichts zum Leben. Die mußten also irgendwie essen. Und es gab nur eine einzige Möglichkeit in Berlin ohne Lebensmittelkarten Nahrung zu bekommen, man ging in ein Restaurant und bestellte ein Stammessen für 50 Pfennig. Das war ein Teller Suppe, Kartoffeln, Kohl und Wasser, vielleicht ein Gramm Margarine. Das war zwar ganz wenig, aber es war etwas im Bauch, man hatte etwas im Magen. Und diese armen Menschen haben das gemacht. Du mußt also nur durch die Lokale gehen in der Innenstadt in Berlin, wo es dieses Stammessen gab und mußt Dir angucken, wer mit einem jüdischen *Ponim* Stammessen bestellte. Dann mußt Du Dich an seine Fersen heften und, oder mit ihm ein Gespräch anfangen und Dich mit ihm verabreden und dann die Gestapo benachrichtigen. Dann wurde der verhaftet und Du hattest Deine Pflicht erfüllt. Das sollte der Ernst machen und da sagte er mir, als wir da uns trafen, "Hans, ich kann das nicht und will das auch nicht. Ich habe auch Deinen Namen nicht genannt." Nicht, er wurde ja verhaftet bei dem Besuch eines Konzerts und hätte ja vielleicht versuchen können, indem er meinen Namen nannte, genannt hat, sich irgendwie eine Erleichterung zu verschaffen. Hat er nicht getan. "Ich habe Deinen Namen nicht genannt." Er wurde ein paar Tage später wieder verhaftet, also man hatte ihn sozusagen aus der Haft entlassen, um ihm die Chance zu geben, das zu tun. Er hat es nicht getan. Er wurde dann wieder verhaftet und wurde auf dem Polizeipräsidium, im Gebäude des Polizeipräsidiums am Alexanderplatz, das war damals am Alexanderplatz, das Polizeipräsidium, wurde er erschlagen, totgeschlagen. Er ist auf dem jüdischen Friedhof beigesetzt worden. Ich habe ihm aus Anlaß des fünfzigsten, das, der Wiederkehr seines Todestages, habe ich ihm einen Grabstein setzen lassen. Ja, das ist also Ernst Ehrenreich gewesen.

Ja, und meine Geschichte geht also so weiter, nachdem ich also da entlassen war von der, aus diesem, aus der Rosenstraße, bin ich an der, in der Peripherie von Berlin, habe ich in einer sehr isoliert liegenden Villa, die den Angehörigen meiner Mutter gehörte, die Erlaubnis bekommen dort in einem Keller zu leben. Das war nicht weiter gefährlich, ich bin da nicht mit Stern gegangen. Die Nachbarn haben gewußt, ja, da ist irgendwie eine jüdische Verwandtschaft, aber sie wußten nichts von Sterntragen. Gehungert habe ich

nicht, denn meine Mutter hatte ja Lebensmittelkarten und hat mir von ihrer Ration abgegeben. Ich bin ja arbeiten gegangen, ich wurde also nicht gesucht, ich stand in keiner Fahndungsliste, wurde von der Gestapo nicht gesucht als, ich wurde auch nicht als Deserteur gesucht. Also ich war ja im Grunde genommen, im Grunde genommen gab es mich ja gar nicht. Das war schon eine sehr günstige, glückliche Situation, also fürs Überleben glücklich, sonst war es weniger glücklich, aber für das Überleben war das gut. Und ich kann also nur sagen, das wäre alles nicht möglich gewesen, wenn ich eben nicht durch meine Mutter geschützt gewesen wäre. Wenn ich in der Großen Hamburger Straße wohnen geblieben wäre neben dem Altersheim, neben dem Gestapoquartier, neben der Schule, dann wäre ich wahrscheinlich in den letzten Kriegsmonaten auch verhaftet und deportiert worden, denn es gab ja dann zum Schluß doch Fälle der Deportation von Geltungsjuden, beziehungsweise von sogenannten in Mischehe, in Mischehe lebenden Juden. Ja. Das ist eigentlich fast alles schon. Dieses Haus, in dem ich da lebte bis zur Befreiung am 23. April 1945, habe ich dann den ersten sowjetischen Soldaten gesehen, das war in Ostberlin oder bei Ostberlin, im Osten jedenfalls, nicht in West-Berlin.

Und ich blieb dann dort auch, lebte bei meiner Mutter oder mit meiner Mutter zusammen bis dann unser Vater zurückkam aus Shanghai. Und ich habe dann studiert an der Berliner Universität. Ja, dann habe ich auch meine Frau kennengelernt, das war eine Medizinstudentin. Und dann haben wir geheiratet 1950 als Studenten, in der, damals in der Illusion, daß Kommunismus und Sozialismus eine Zukunft darstellen könnten, eine Lösung auch der, der jüdischen Frage. Ich muß sagen, daß 1945 mein Vertrauen in, oder meine, meine Hoffnung, die Lösung dieser Probleme durch jüdische Organisationen, die war gering. Also, mir schien, daß die einzige Kraft der Kommunismus sein würde. Das hatte ich ja nun erlebt, die Bezwingung Hitlers durch die Rote Armee war für mich also ein, ein, schien mir ein Beweis für die Kraft des Kommunismus zu sein. Daß das alles ganz anders war oder ziemlich anders war, die Zweifel kamen mir erst sehr, sehr viel später und da war ich nun schon Professor an der Universität und gehörte zum Establishment und zu den *upper ten*, zu den oberen Zehntausend. Und das behindert ja auch eine Sicht, eine, eine kritische Sicht wird dadurch stark behindert, muß ich so sagen. Ich bin zwar kein Stalinist geworden oder gewesen, aber ich war auch kein antistalinistischer Kämpfer, das kann ich nicht sagen, das war ich nicht. Na ja, das ist also meine Geschichte.

SH: Ich würde gern ein paar Fragen über die Vorbereitung für die Reise nach Shanghai Ihres Vaters stellen.

HR: Ja, bitte.

SH: Ich glaube nicht, daß Sie gesagt haben, wer dafür bezahlt hat.

HR: Die Reise?

SH: Ja.

HR: Ja.

SH: Ob Sie das wissen?

HR: Das weiß ich, ja. . . .⁶ Mein Vater hatte über die Schwester seiner Frau, also über seine Schwägerin, über meine Tante, eine Familie kennengelernt, die auch in dieser Ortschaft wohnte, wo meine Angehörigen da diese Villa hatten, dieses Haus. Ein paar Straßen weiter hatten diese Leute auch ein Haus. Und das waren deutsche Antifa-, zwar keine Kommunisten, nicht einmal Sozialdemokraten, sondern aufrechte, deutsche Antifaschisten, die einfach mit Hitler nichts im Sinn hatten. Die Tochter dieser Familie hatte einen Franzosen geheiratet, der später der Chef der gaullistischen Fraktion in der französischen Nationalversammlung war, also um nur mal klarzustellen, was das so für, wes Geistes Kind die waren. Der Bruder, also der Sohn dieser Familie, war ein Rechtsanwalt. Und der alte Herr, also der Herr Eichholz, schenkte meinem Vater oder lieh ihm, lieh ihm 800 Mark. "Herr Rosenthal, später mal, wenn der Hitlerspuk vorbei ist und Sie wieder in Deutschland sind, dann geben Sie mir die 800 Mark zurück." [unverständlich] Das ist nie eingetreten. Mein Vater kam zwar zurück, aber da war der Herr Eichholz schon gestorben und die junge Frau, die Tochter des Hauses, lebte schon in Paris und der Rechtsanwalt lebte inzwischen als Kustos der Universität Mainz in Mainz, nicht als Kustos, als Verwaltungsdirektor, als Questor, Questor der Universität Mainz in Mainz. Also, es war niemand mehr und wenn mein Vater selbst das Geld hätte zurückgeben wollen, hätten sie es nicht mehr genommen, ganz abgesehen davon, daß dann 800 Mark, Reichsmark auch nicht mehr, auch keinen besonderen Wert mehr hatten. Die Reichsmark war abgeschafft, es gab dann die deutsche Mark und da hätte man 1 zu 10, also das wären dann noch 80 DM gewesen. Mein Vater hat das Geld nicht zurückgezahlt, das war also gewissermaßen geschenkt. Das hat der Herr, alte Herr Eichholz auch gewußt, daß er meinem Vater das schenkt.

⁶ Auf Bitte von Hans Rosenthal wurde hier ein kleiner Teil des Interviews ausgelassen.

SH: Vielleicht in diesem gleichen Zusammenhang, ob Ihre Mutter oder Vater oder Sie vielleicht zu dieser Zeit überlegt, die ganze Familie nach Shanghai . . .

HR: Ja.

SH: . . . zu fahren oder . . .

HR: Ja, das hatte, haben, hat die Familie überlegt, aber nicht ernsthaft betrieben. Mein Vater wollte nicht, uns der Gefahr eines ganz unge-, einer ganz ungewissen Existenz aussetzen. Als mein Vater diesen Entschluß faßte nach Shanghai zu gehen, hatte er doch überhaupt gar keine, er kannte Shanghai, er kannte nicht China, er kannte nicht Shanghai. Über Shanghai gab es nur schreckliche Gerüchte, daß das also eine ganz entsetzliche Sache, daß man dort eher verhungern würde als überleben würde und wie man da überhaupt existieren sollte und daß es dort Seuchen, Seuchen, also Krankheiten geben würde. Und das hat meinen Vater abgehalten ernsthaft in Erwägung zu ziehen, seine Frau und seinen Sohn mitzunehmen. Natürlich auch deswegen, weil er ja hoffte, daß seiner Frau hier nichts geschehen würde und ich ja nach Palästina gehen würde. Also mußte er ja über das nicht weiter nachdenken. Und deswegen war es zwar einen kurzen Moment hat man das diskutiert, aber dann *ad acta* gelegt, diesen Gedanken. Es war nicht zwingend mitzugehen. Wenn wir eine volljüdische Familie gewesen wären, hätte mein Vater natürlich uns mitgenommen, das ist ganz klar.

SH: Ist Ihr Onkel auch allein gereist?

HR: Ja. Der hatte auch eine nicht-jüdische Frau, seine beiden Söhne, meine Cousins, sind Mischlinge ersten Grades und die waren keine Sternträger. Die haben hier auf relativ normale Weise überlebt. Ich weiß nicht einmal, wenn mein Vater hätte sicher sein können, daß er als privilegierter Jude, nämlich in ehelicher Gemein-, und häuslicher Gemeinschaft mit einer Nichtjüdin verheiratet, gar nicht deportiert und gar nicht umgebracht werden würde, ob er dann auch nach Shanghai gegangen wäre, weiß ich nicht. Aber '38, '39, '38, '39, als er den Entschluß faßte wegzugehen, war diese Frage ja gar nicht klar, ob es privilegierte Juden geben würde oder nicht.

SH: Das war eigentlich nie klar.

HR: Das war nie klar.

SH: Bis zum Ende des Krieges.

HR: Ja, so ist das. Und deswegen ist das also rein spekulativ so etwas zu diskutieren. Also der Entschluß, die Familie mitzunehmen wurde zwar diskutiert, also die Möglichkeit, die Familie mitzunehmen, wurde zwar diskutiert, aber nie ernsthaft in, also wirklich nicht betrieben, weil mein Vater eben hoffen konnte, daß der Sohn nach Palästina kommt und die Frau hier geschützt ist.

SH: Dann würde ich gern wissen, was Sie wissen über die, über das Leben Ihres Vaters in Shanghai. Sie haben schon einiges darüber gesagt.

HR: Ja, ich habe, glaube ich, alles gesagt, was ich weiß.

SH: In welchem Krankenhaus war er?

HR: Das weiß ich nicht.

SH: Das war in Hongkew, der, das Krankenhaus, oder wissen Sie das auch nicht, in diesem Ghetto?

HR: Ja, es war im Ghetto, es war innerhalb des Ghettos. Denn mein Vater hat sowohl in seinen Briefen wie auch als er zurückkam, geschildert, wie er jedes Mal, wenn er in den ersten zwei Jahren, wo er noch nicht im Krankenhaus war, ist er ja fast täglich aus dem Ghetto herausgegangen. Und da war, man konnte nur durch ein Tor durch und da stand ein japanischer Soldat und der hat jeden Juden, der da kam, ins Gesicht geschlagen, einen Schlag gegeben oder Tritt in den Hintern.

SH: Das war aber vor dem Ghetto, es gab kein Ghetto bis, bis '43 gab es kein eigentliches Ghetto. Es gab einen Teil der Stadt, wo viele Juden waren, aber das war bis '43 kein Ghetto.

HR: Und auch nicht von Japanern bewacht?

SH: Das, das ist möglich, das heißt, ich, ich . . .

HR: Na, Ghetto ist ja nur, wenn es bewacht ist. Also gut, man kann auch von Ghetto sprechen, wenn es nicht bewacht ist. Also, da bringen Sie mich in Verlegenheit. Ich denke . . .

SH: Was Sie sagen ist . . .

HR: Nein, also wir haben . . .

SH: . . . durchaus möglich . . .

HR: Nein, in den Briefen, die wir bekommen haben und die Briefe gab es ja nur bis '41, denn danach gab es nur diese Rote-Kreuz-Karte, da wurde über so was gar nicht, das ging nicht, da waren 25 Worte, "Es geht mir gut. Wie geht es Euch? Mit herzlichen Grüßen, Euer Vater." Mehr war nicht, da stand, waren 25 Worte weg. In den Briefen, die wir bis '41 bekommen haben, wurde das geschildert. Das hat mein Vater nicht nur nach 1947 als er zurückkam erzählt, sondern das hat er schon bis '41 geschrieben, daß dort ein japanischer Soldat steht, der die Juden, die hin und her gehen, schlägt. Oder hat, oder bilde ich mir das ein und das hat er nicht geschrieben und wir haben das erst von ihm gehört?

SH: Ich meine, ich . . .

HR: Nein, das kann ja nicht sein, denn '43 war er ja lange schon im Krankenhaus, da ist er ja nicht mehr geschlagen worden. Im Krankenhaus hatte er mit Japanern nichts zu tun.

SH: Ja.

HR: Nein, das ist 1939, '40, '41 mußten, mußte er täglich an einem japanischen Soldaten vorbei und jedesmal hat er ihn entweder angespuckt oder geschlagen oder ihm einen Tritt gegeben und zwar beim Rein- und beim Rausgehen, zweimal am Tag. Das weiß ich ganz genau, daß mein Vater das erzählt hat. Also das ist, muß doch eine Art Ghetto gewesen sein. Aber Hongkew war . . .

SH: Hongkew war ein japanisch besetzte Gebiet, noch kein Ghetto, aber es müßte auch Soldaten gegeben haben, die der Teil, diesen Teil der Stadt bewacht haben, deshalb ist diese Geschichte möglich, sicher.

HR: Das hat Ihnen auch noch niemand erzählt, nicht?

SH: Das . . .

HR: Mit dem, daß man geschlagen wurde, wenn man da passierte, den Posten.

SH: Nein, nein.

HR: Es ist aber so gewesen. Also mein Vater hat mir . . .

SH: Ja, deshalb ist das mir interessant.

HR: Mein Vater hat sich das nicht ausgedacht.

SH: Nein, das, das glaube ich auch nicht.

HR: Wir haben auch darüber diskutiert, als er dann zurückkam, haben wir darüber gesprochen, ob das denn ein, ob das Antisemitismus war. Und da hat er . . .

ENDE DER SEITE B, KASSETTE 1

BEGINN DER SEITE A, KASSETTE 2

SH: Sie haben in Ihrem Brief geschrieben, daß, ein bißchen über die Tätigkeit Ihres Vaters als Buchhändler und daß er deutsche Bücher gekauft und verkauft hat.

HR: Ja, davon hat er gelebt diese ersten zwei Jahre.

SH: Dann ist er in Berührung gekommen mit deutschen Nazis oder . . . ?

HR: Ja, Nazis oder zumindestens mit Deutschen, die nicht als Emigranten dort waren, sondern als Mitglieder der sogenannten deutschen Kolonie. Das waren Geschäftsleute, die in Shanghai, die Firma Siemens, weiß ich konkret, war da. Und er hatte also zum Beispiel ein Herrschaft, wie hieß er denn, ja, ich bringe diese Namen nicht mehr. Also er hatte mehrere Kunden, deutsche Kunden in Shanghai, die er aus Berlin kannte, die noch zu Zeiten seiner Halensee-Buchhandlung, also noch vor 1933 schon seine Kunden waren. Und die nun plötzlich auch aus ganz anderen Gründen in Shanghai waren. Die Zahl dieser Personen war nicht groß. Ich kann mir auch nicht recht vorstellen, daß er so sehr viel Geld dabei verdient hat, denn wenn er vielleicht einmal in der Woche ein Buch verkauft hat, dann kann man davon ja nicht leben. Ich vermute also, daß mein Vater schon gleich am Anfang irgendeiner

Unterstützung hatte durch eine jüdische Organisation oder durchs Rote Kreuz oder irgendwie, und daß er das nur als zusätzlichen Verdienst um sein Taschengeld etwas aufzubessern benutzt hat. Und auch um nicht ganz untätig zu sein, nicht vor sich hin zu brüten sozusagen apathisch vor sich hin zu vegetieren. Ich nehme an, daß das der Hauptgrund war für ihn. Ganz abgesehen davon daß er natürlich dann auch Gelegenheit hatte mit dem betreffenden Herrn ein Gespräch zu führen. Das heißt, er hatte also Nachrichten aus Deutschland dann auf diese Weise. Und da die ja den Herrn Rosenthal mochten, die hatten ihn ja schätzen gelernt als einen versierten Buchhändler, der sie damals gut beraten hat beim Kauf ihrer Bücher. Das müssen ja gar keine Antisemiten, also jedenfalls keine sehr schlimmen Antisemiten, es können ja ganz normale, normale Antisemiten gewesen sein. Könnte ich mir schon vorstellen, daß das für ihn eine Tätigkeit war, auf die er Wert legte, ohne daß er deswegen davon existieren konnte. Ich will auch nicht be-, nicht außer Acht lassen, daß es möglich ist, daß der eine oder andere dieser Geschäftsleute ihn vielleicht finanziell unter die Arme gegriffen hat. Die haben ihm zwar ein Buch abgekauft, haben ihm aber viel mehr Geld gegeben als das Buch Wert war. Das kann man ja auch in Betracht ziehen, diese Möglichkeit. Darüber hat mein Vater aber nicht gesprochen.

Und ich muß auch sagen, ich bin zu dumm gewesen, auch als er zurückkam 1947, zu dumm noch und zu unerfahren, und auch wahrscheinlich habe ich eben nicht ununterbrochen nur über die Konsequenzen seines Lebens in Shanghai nachgedacht. Es, ich war also gar nicht in der, in der Lage damals ihm so eine Fragen zu stellen. Heute, wenn mein Vater noch leben würde, noch lebte, könnte ich ihm viele Fragen stellen, die ich damals aus Dummheit gar nicht gestellt habe über sein Leben da in Shanghai. Ich würde ihm überhaupt heute viele Fragen stellen auch aus der Familie natürlich, über die Frage der, der Jüdischkeit der Familie und so. Das habe ich alles nicht getan. Ja. Na ja. Also, fragen Sie weiter.

SH: Und dann, ich glaube, Sie haben alles über sein Verbleib im Krankenhaus gesagt, was Sie wissen. Am Ende des Krieges, wenn er, konnte er dann Briefe schreiben? Oder ich würde dann . . .

HR: Jetzt erzähle ich Ihnen mal die Story seiner Rückkehr.

SH: Ja, das war meine nächste Frage.

HR: Die ist, glaube ich, ganz interessant. Das hat er aber erzählt und nicht geschrieben, diese Story jetzt. Also wie viele andere Juden auch in Shanghai hat mein Vater natürlich den Tag der Niederlage Deutschlands herbeige-,

-gesehnt. Mein Vater hatte schon 1933 zu denjenigen Sozialdemokraten gehört, die in ihrer Partei für ein Zusammengehen mit den Kommunisten waren, also für ein Bündnis zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten gegen Hitler. Dies Bündnis ist ja leider nicht zustande gekommen. Nun wollen wir nicht über diese Sache diskutieren, die hat ja auch ihre verschiedenen Seiten, wie alle Medaillen hat sie immer eine Vor- und eine Rückseite. Das ist also eine, das ist eine endlose Diskussion, ich möchte das jetzt nicht, weil das würde sehr weit führen und uns auch wieder vom Thema wegführen. Jedenfalls mein Vater gehörte zu den Leuten, die glaubten Antifaschismus ist eigentlich nur zu realisieren im Zusammengehen von Sozialdemokraten und Kommunisten, wenn sie auch sonst auf Positionen stehen, die miteinander nicht gut vereinbar sind, aber in dieser Frage muß man zusammen sein, zusammen kämpfen. Diese Position hatte er natürlich auch in Shanghai. Und diese Position hatte er auch nach 1945, nach dem Zusammenbruch und auch als er nach Deutschland zurückkam. Er war zwar hier überhaupt nicht politisch aktiv, gehörte keiner Partei an und ich erzähl gleich, was er überhaupt, was sein Problem war nach seiner Rückkehr, sein politisches Problem. Aber in Shanghai war er also erstmal jemand, der ein Zusammengehen mit Kommunisten für absolut möglich, ja sogar für erforderlich hielt, erstens. Zweitens, auf Grund des Sieges über Hitlerdeutschland war für ihn Stalin eine herausragende Persönlichkeit, eine *extraordinary personality*. Ich will nicht sagen, daß er ihn verehrte im Sinne von Kult, Personenkult, das will ich nicht sagen. Mein Vater wußte nichts von den Verbrechen, die Stalin begangen hat, ich auch lange Zeit nicht, erst nach '56 haben wir das wirklich zur Kenntnis genommen. Das heißt 1945 war Stalin für meinen Vater ein Held. Und nun saßen diese Juden, diese Hunderte von Juden, deutschen Juden in Shanghai, ich sag mal auf gut deutsch, am Arsch der Welt, denn für jemand aus Berlin war natürlich Shanghai nicht erstrebenswert. Und man wollte wieder zurück. Und da hat mein Vater vom Krankenhaus aus ein Telegramm an Stalin geschickt mit der Bitte, den etwa 700, mein Vater mußte also irgend-, wie das gelaufen ist, weiß ich nicht, er muß ja mit dieser jüdischen *Kehila*, mit der *Kehila* irgendwie eine Kommunikation gehabt haben. Er hat, das hat er, dieses Telegramm hat er nicht nur in seinem eigenen Namen geschickt, sondern er fühlte sich beauftragt von hunderten von Schicksalsgenossen. Und bat Stalin doch diesen Juden die Rückkehr in die sowjetisch besetzte Zone Deutschlands zu erlauben. Und das waren mehrere Hundert. Die 700, die da zurückgekommen sind, sind nicht alle nach dem Osten gegangen. Der größere Teil wahrscheinlich ist nach dem Westen gegangen, aber es sind auch Hunderte im Osten geblieben. Es war damals, der, der Kalte Krieg war noch nicht auf seinem Höhepunkt und man konnte noch die Hoffnung haben, daß Russen und Amerikaner zusammen

eine neue Weltordnung schaffen würden, eine antifaschistische Weltordnung, konnte man hoffen damals. Also ich hab ja 1945 solche Verbrüderungen zwischen russischen und amerikanischen jüdischen Soldaten in Berlin in der Synagoge am Fraenkelufer habe ich erlebt. Also man konnte solche Hoffnungen haben. Mein Vater hatte die in Shanghai und richtete also an Stalin ein Telegramm, des Inhalts, "Sehr geehrter Herr Stalin! Bitte erlauben Sie uns doch nach Ostberlin zu reisen."

SH: Ich habe von diesem Telegramm gehört in der letzten . . .

HR: Vielleicht haben mehrere Leute ein solches Telegramm geschickt, aber mein Vater hat ein solches, und er hat sogar eine Antwort bekommen. Und unter dem Telegramm stand "Stalin", nun ist das ja keine Signatur, sondern nur so getippt.

SH: Er hat eine Antwort zu ihm, Rosenthal?

HR: Ja.

SH: Ich würde gern wissen, ob er . . .

HR: Dieses Telegramm gibt es nicht mehr.

SH: . . . ob er das Telegramm für alle geschrieben hat . . .

HR: Ja.

SH: . . . oder ob, wie Sie gesagt haben, mehrere dergleichen Telegramm . . . ?

HR: Das weiß ich nicht, ich glaube ihn so verstanden zu haben, daß er im Namen von Mehreren das geschrieben hat, also nicht von einigen wenigen Mehreren, sondern von vielen Mehreren. So habe ich ihn verstanden. Ich habe ihn sogar so verstanden, daß sie ihn, daß er sie agitiert hat, also irgendwie nun die sind ja nicht an sein Krankenbett gekommen, sondern irgendwie durch Mittelsleute hat er sie in Kenntnis davon gesetzt, daß er das für eine, für einen Ausweg hält, also für eine Lösung ihrer Probleme, zurückzugehen nach Deutschland indem man sich an Stalin wendet. Und irgendwie haben sie ihm vertraut, daß das ein, oder haben gesagt, versuchen kann man es ja, man kann es ja versuchen, kostet ja nichts außer den Gebühren für das Telegramm. Also er hat eine Antwort bekommen, aber dieses Telegramm mußte er bei der, irgendwie bei der Beantragung der

Reisepapiere, der, der Tickets oder der Pässe oder was, mußte er wieder abgeben. Er hatte es also, als er zurückkam hatte er dieses Telegramm nicht mehr, sonst hätte ich es. Das wäre ein Ding. Nun bin ich überzeugt davon, daß das keine Sache ist, die Stalin entschieden hat, sondern ich nehme an, daß das etwas ist, was von seinen subalternen Beamten und Offizieren geregelt worden ist. Aber es war ja 1947 eine Zeit, in der Stalin noch nicht auf dem Höhepunkt seines Antisemitismus war, im Gegenteil, er hat ja '48 als erster Israel anerkannt.

SH: Genau.

HR: Wahrscheinlich hat er auch damals gehofft, daß er, vielleicht indem er sich mit den Juden gut stellt vielleicht die Beziehungen mit Amerika verbessern kann, oder was weiß ich, was. Juden waren immer entweder als Prügelknaben oder als Hofjuden gut. Also jedenfalls hatte mein Vater so einen Telegrammwechsel mit, es ist letzten Endes auch nicht so ganz doll wichtig, ob nun Stalin selbst persönlich. Jedenfalls die sowjetische Führung, sagen wir mal, hat das erlaubt. Ja. Das weiß ich aus seinem Mund. Und dann habe ich also gesehen, daß er in einem Güterwagen kam, es war im Sommer, im Hochsommer 1947. Es war schrecklich heiß, es waren über 30 Grad in Berlin, es war entsetzlich drückend und heiß. Und er kam also in einem Güterwagen, wo zu beiden Seiten die Türen offen waren. Also es war ein Dach, aber zu beiden Seiten waren die Türen, diese Schiebetüren offen, damit Luft war. Er lag in einem Liegestuhl, ganz alleine in diesem Waggon, damit er also niemanden ansteckte. Tja. Fragen Sie weiter.

SH: Wie ist er mit dem Schiff auch isoliert worden?

HR: Das weiß ich nicht, ob er eine Einzelkabine hatte? Vermutlich, würde ich denken. Das, darüber habe ich nie nachgedacht, aber das scheint mir logisch, daß das so war.

SH: Kennen Sie andere Leute, mit den er diese Reise entweder vorbereitet hat oder ... ?

HR: Nein. Nein. Nein. Er hat auch über, er hat nie Namen anderer Leidensgenossen oder Schicksalsgenossen genannt. Aber ich wollte noch sagen, daß mein Vater nach 1947 war sein Verhältnis zu seinen deutschen Nachbarn und Mitmenschen völlig verändert. Das sollte ich vielleicht unbedingt sagen. Er ist zwar nach Deutschland zurückgekommen, aber eigentlich ist er nicht nach Deutschland zurückgekommen, sondern zu seiner

Familie. Deutschland war ihm mehr oder weniger verhaßt. Er, der sich als guter Deutscher gefühlt hatte, hat es nie, nie überwinden können, daß die Mehrzahl der Deutschen zu den Verbrechen, zu den antijüdischen Verbrechen der Deutschen geschwiegen hat. Er war ja erstens zunächst mal krank und invalide, aber als er dann auch wieder gesund war natürlich schon aus dem arbeitsfähigen Alter heraus, er mußte also keinem Beruf mehr nachgehen, er bekam von der Stadt Berlin oder von der Regierung der DDR eine Rente, von der er leben konnte. Also eine Rente als Verfolgter des Naziregimes und da seine Ansprüche nicht hoch waren, konnte er seinen Lebensunterhalt von dieser Rente bezahlen, bestreiten. Er verließ seine Wohnung in Berlin nur zu zwei Zwecken, erstens, eigentlich nur zu einem Zweck, zu einem täglichen Spaziergang. Bei diesem Spaziergang ging er einmal in der Woche zu einer Buchhandlung um nach den Neuerscheinungen zu sehen und kaufte auch. Er sprach also mit dem Buchhändler oder mit der Buchhändlerin ein paar Worte. Die Nachbarn, ich habe das selbst erlebt ja die ersten Jahre nachdem, die Nachbarn haben "Guten Tag" zu ihm gesagt, er hat auch "Guten Tag" gesagt. Wenn die Nachbarn versucht haben mit ihm ein Gespräch anzufangen, er war introvertiert und abweisend gegenüber allen Deutschen, er konnte mit niemanden mehr sprechen. Für ihn war jeder Deutsche ein Verbrecher. Diese Sicht ist natürlich auch nicht, stimmt nicht, aber sie ist verständlich. Gesprochen hat er nur mit seiner Frau, seinem Sohn, seiner Schwiegertochter und seinen Enkelkindern, seinen Enkeln, den beiden Enkelsohnen, die er ja noch erlebt hat. Sonst hat er mit niemanden gesprochen. Er hat den Fernsehapparat gehabt, er hat die Zeitung gelesen, es war alles okay. Er hat politische, ironische Gedichte geschrieben über die politische Lage, in dem er sozusagen die Politik der Regierung durch den Kakao gezogen hat, also kritisiert hat. Er hat sich mit der weltpolitischen und mit der deutschen politischen Lage immer auseinandergesetzt. Uns gegenüber hat er darüber gesprochen, mit anderen Leuten hat er nicht gesprochen. Er hat akzeptiert, daß seine Frau und sein Sohn in dieser Frage eine andere Haltung hatten. Ich habe normal kommuniziert mit meinen Mitmenschen hier. Ich kann ja nicht leben, an einer Universität Lehrer sein und so tun als, das geht ja nicht. Mir war das Problem bewußt, daß ich natürlich mit Leuten zu tun hatte, wenn sie mein Jahrgang waren, die schon 1945 20 Jahre alt waren, also schon hätten Verbrechen begehen können. Das ist also auch so ein Problem. Aber na ja, mein Vater konnte das nicht. Und er ist auch so gestorben, er hatte keine Freunde, keine Bekannten, nichts. Wenn ich zu ihm gesagt hätte 1948 oder '50, als er wieder gesund war, "Komm, Vati, laß uns auswandern, wir wandern aus nach Israel. Wir gehen nach Haifa." Haifa war sein, also, bevor er nach Shanghai ging, hat er hin und her überlegt, wie kann er es anstellen nach Haifa zu kommen. Er wollte nicht nach Tel Aviv und nicht nach Jerusalem, er

wollte nach Haifa. Haifa war für ihn der Inbegriff der, der, des, der Schönheit Israels. Da ist was dran. Haifa ist oben auf dem Karmel. Haben Sie mal auf dem Karmel gestanden?

SH: Nein.

HR: Waren Sie mal in Israel?

SH: Ja, und wir waren nur durch Haifa gefahren.

HR: Unten. Ja, Richtung Naharija, Richtung Rosch Hanikra, Richtung Akko oder zurück nach Tel Aviv, unten am Hafen lang, durch die Altstadt von Haifa.

SH: Ja.

HR: Ja, ist nicht schön. Oben. Die moderne jüdische Stadt vom Karmel ein Blick über den Hafen nach Westen wenn die Sonne untergeht, über das Mittelmeer. Und vor sich in Terrassen die Stadt. Das ist ja kein Steilhang, das geht ja in Terrassen, also sanft geht es nach unten. Ich meine, es wird sicher auch andere, so viele kenne ich nicht, aber ich denke, es gehört zu den schönsten Städten der Welt, Haifa. Und das wollte er, er wollte dahin. Aber die Engländer machten ja keine Anstalten einem deutschen Juden die Auswanderung nach Palästina zu erlauben.

SH: Sie sagten, wenn Sie ihn das vorgeschlagt?

HR: Dann hätte er das gemacht, ja, aber das habe ich nicht getan. Ich glaube, er wäre mit mir und die Mutti wäre mitgegangen, die Mutter, er wäre 1950 wäre er. Also Deutschland bedeutete ihm nichts. Und seine ganze Sympathie war, als Israel gegründet wurde, haben wir die israelische Fahne aus dem Fenster in Berlin. Nun war das '48, das war ja noch keine Spaltung und die Regierung der DDR hatte, gab es, die DDR gab es noch gar nicht. Es gab also niemanden, der einem das verbieten konnte, da eine israelische Fahne zu zeigen. Na ja, also die Israelpolitik oder überhaupt die jüdische Politik der DDR ist sowieso eine vielschichtige und nicht so ganz einfache Story. Und die, die Antipathien waren nicht nur einseitig, das muß ich auch mal so sagen. Es ist nicht so gewesen, wenn Walter Ulbricht oder Erich Honnecker 19-, ich sag mal, '68 oder 1970 gesagt hätten, wir erkennen Israel an, das hätte ja nicht bedeutet, daß Tel Aviv Ostberlin anerkannt hätte. Das wird heute überhaupt nicht diskutiert. Es wird so getan, als wäre die Anti-Israel-Politik ganz einseitig gewesen. So ganz einseitig war die nicht, denn es gab die

Hallsteindoktrin. Sie wissen, was das ist, die Hallsteindoktrin? Es gab einen Außenminister in Bonn, der hieß Hallstein. Und seine Doktrin war, ein Land, das die DDR anerkannt, anerkennt, diplomatisch anerkennt, kann mit der Bundesrepublik Deutschland keine diplomatischen Beziehungen haben. Einzige Ausnahme war Moskau, das war aus Gründen der Niederlage Deutschlands die Ausnahme, die Hallstein machen mußte, notgedrungen. Ansonsten hatte tatsächlich Bonn mit niemandem diplomatische Beziehungen, der mit Ostberlin diplomatische Beziehungen hatte. Wenn also Israel, wie es ja auch tatsächlich war, so sehr interessiert war mit Bonn zu kooperieren, wäre das nicht gegangen, wenn Israel gleichzeitig diplomatische Beziehungen mit Ostberlin gehabt hätte.

SH: Das wäre ein interessanter Fall, weil . . .

HR: Aber es kann natürlich sein, daß Hallstein eine zweite Ausnahme gemacht hätte.

SH: Ja, genau. Das wäre eine schwierige Sache . . .

HR: Auch schon wieder, weil natürlich Israel ja interessiert war an einer Wiedergutmachung. Daß Ostberlin mit Tel Aviv nicht wollte, hatte nicht nur zu tun mit der Frage, daß Stalin das nicht wollte, sondern hatte auch damit zu tun, daß natürlich Ostberlin nicht Wiedergutmachung zahlen wollte. Nach dem Motto, wir deutschen Kommunisten haben ja die Juden nicht umgebracht, warum sollen wir denn jetzt zahlen dafür. Das heißt also die Nichtanerkennung der deutschen Schuld als, als Schuld auch der deutschen Kommunisten. Das ist natürlich eine sehr komplizierte Frage, weil die allerersten KZ-Häftlinge in Deutschland waren nicht die Juden, sondern die Kommunisten und Sozialdemokraten. 1933, '34, '35 wurden Juden noch nichts, nicht als Juden ins KZ gebracht, sondern wenn, dann höchstens als Kommunisten oder Sozialdemokraten. Also das ist alles nicht so, heute wird über solche, über die Vielschichtigkeit dieser Probleme gar nicht mehr reflektiert, aber man muß natürlich eigentlich über so was nachdenken.

Also ich glaube, im Kalten Krieg war die Position, ach so, ich muß auch sagen, Ostdeutschland hat ja keine diplomatischen, also, Warschau, Prag, Moskau und so weiter haben diplomatische Beziehungen abgebrochen. Ostberlin hat keine diplomatischen Beziehungen mit, mit Tel Aviv abgebrochen, weil es gar keine gab. Ich bin überzeugt davon, ich sage das wirklich aus tiefster Überzeugung, wenn 1949 oder 1950 bei Bestehen der Hallsteindoktrin ein israelischer Ministerpräsident sich an Ostberlin gewandt hätte mit dem Vorschlag diplomatische Beziehungen aufzunehmen

gegenseitig, hätte Ostberlin das gemacht, damals 1949, '50. Weil man ja auch aus der Isolierung wollte. Die Ostberliner fühlten sich ja isoliert von der Welt, diplomatisch. Diese Isolierung ist ja erst viel später mit den sogenannten Ostverträgen dann gelöst worden, dann sind beide deutsche Staaten Mitglied der UNO geworden und so, das ist ja erst viel später gewesen. Damals wollten die Ostdeutschen aus, diplomatisch aus der Isolierung heraus und die hätten sogar die Wiedergutmachung gezahlt, wenn man damit eine Anerkennung eines Staates erreicht hätte, der gute Beziehungen mit Amerika hat. Ich bin überzeugt, das Geld hätten die Ostdeutschen bezahlt um das zu erreichen. Aber das wollte in Israel auch niemand, denn dann hätte man die Unterstützung möglicherweise von Bonn aufs Spiel gesetzt. Und das ist übrigens etwas, was ich ja den, der offiziellen Israelpolitik sehr verarge, sie haben wegen der Wiedergutmachung aus Bonn sogar Globke akzeptiert. Und das ist etwas, was ich überhaupt nicht verstehe. Sie wissen, wer das war, Globke?

SH: Nein.

HR: Adenauer hatte einen Staatssekretär im Bundeskanzleramt. Also der hatte den Rang eines Ministers und sein, seinen, seine Funktion war, daß er sozusagen das Büro Adenauer geleitet hat. Hat eben den täglichen Kram erledigt. Und der Mann hieß Globke. Und das war der Verfasser der Nürnberger Gesetze. Ich dachte, das wußten Sie, als Historiker sollten Sie so was wissen.

SH: Das stimmt. Doktor Hans Globke.

HR: Der war Abteilungsleiter im Justizministerium bei Hitler und zusammen mit einem zweiten Mann namens, schon wieder vergessen, wie das Arschloch hieß. Also, es macht mir jetzt zuviel Mühe hier die Namen rauszusuchen, also jedenfalls zusammen mit einem anderen hat er die Nürnberger Gesetze ausgearbeitet, und er hat sie kommentiert. Der Kommentar, also die Ausführung, die Durchführungsbestimmungen, wie man die Nürnberger Gesetze denn in der Praxis anzuwenden hat, hat dieser Mann gemacht. Als dieses Buch erschien, hat Globke es verbieten lassen.⁷ Später ist das Verbot wieder aufgehoben worden. Adenauer ist gefragt worden, wie er denn einen Globke akzeptieren kann und da gibt es hier dieses, gleich am Anfang dieses Zitat von ihm.

⁷ Dr. Hans Globke, Aktenauszüge, Dokumente, hrsg. von Reinhard-M. Strecker (Hamburg: Rütten und Loening Verlag, 1961).

SH: Vom Heuss hier.

HR: Die Alliierten haben . . .

SH: [unverständlich]

HR: Nein. Die Alliierten haben Globke überprüft, da brauche ich ihn nicht auch zu überprüfen. Das war die erste Antwort. Die zweite Antwort war, Globke war beim Papst in Rom, er war Katholik dieser Globke, und der Papst hat gesagt, *absolvo te*, ich erteile Dir Absolution, Deine Sünden sind Dir vergeben. Da muß ich, Adenauer, ihn doch nicht verdammen, wenn der Papst ihn nicht verdammt. Globke ist der, das ist ein Oberverbrecher, ein Schreibtischmörder. Tja. Und das ist natürlich ein, ein Problem. Israel hat das gewußt. Die offiziellen, die offiziellen diplomatischen Beziehungen zwischen Bonn und Tel Aviv sind auch erst nach Globkes Ausscheiden, der ist dann als 70jähriger oder so, als 65jähriger in Rente gegangen, in Pension gegangen, und dann danach erst wurden die diplomatischen Beziehungen aufgenommen. Aber immerhin gab es zwischen Bonn und, und, zwischen Tel Aviv und Bonn ja schon vor Aufnahme der diplomatischen Beziehungen gute Kontakte. Und das, das habe ich also nie so richtig verstanden. Was noch viel schlimmer, also fast, fast noch schlimmer ist, ist die Schweiz. Der Globke ist in der Schweiz gestorben, nachdem er in Bonn in Pension gegangen ist, als Pensionär hat er gesagt, ich will meinen Lebensabend in der Schweiz verbringen. Das hat er deswegen gemacht um, weil in Deutschland laufend antifaschistische Demonstrationen vor seinem Wohnhaus waren, er wollte also weg, er wollte das Problem loswerden. Und da hat er versucht in der Schweiz ein Haus zu kaufen um dort zu leben. Und die Gemeinde, die betreffende Gemeinde hat das, die haben demokratisch darüber abgestimmt, nein, konnte Globke nicht. Dann hat Globke die Summe erhöht für diese Gemeinde, und dann konnte er. Dieser Globke ist in Ostberlin im Jahre 1962 zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt worden als Autor der Nürnberger Gesetze *in absentia*, *in absence*. Ja, ja, ist schon eine interessante Geschichte.

SH: Ja, davon habe ich nicht gewußt. So, ich glaube, daß ich keine Frage mehr habe. Sie haben die meisten meiner Fragen beantwortet ehe ich die gestellt habe.

HR: Ist doch schön. Wenn Ihnen noch etwas einfallen sollte, können Sie mich ja noch anrufen und können ja fragen.

SH: Ob Sie vielleicht noch irgendwas zu der Shanghaier Geschichte sagen

wollten?

HR: Nein, nein, ich habe ja auch bevor Sie kamen darüber nachgedacht, was ich da noch beisteuern könnte zu dem. Sie hätten eben 1965 oder '68, als mein Vater noch lebte, kommen müssen und ihn interviewen, der hätte Ihnen sicher interessant erzählt. Er ist 1970 gestorben und das ist ja nun auch schon wieder 25 Jahre her. Aber er hätte Ihnen sicher interessante Sachen erzählen können, aber vor 25 Jahren hatten Sie dieses Projekt noch nicht.

SH: Gar nicht. So, dann werde ich ausschalten.

ENDE DER SEITE A, KASSETTE 2

ENDE DES INTERVIEWS

PROFESSOR DR. HANS ALFRED ROSENTHAL WURDE 1924 IN BERLIN GEBOREN, SOHN EINES BUCHHÄNDLERS, ALFRED ROSENTHAL. ER MUSSTE 1935 DIE DEUTSCHE SCHULE VERLASSEN, UND HATTE DIE JÜDISCHE MITTELSCHULE IN DER GROSSEN HAMBURGER STRASSE BESUCHT. SEIN ONKEL WURDE IM NOVEMBER 1938 VERHAFTET UND IN SACHSENHAUSEN INHAFTIERT. VOM OKTOBER 1939 BIS APRIL 1940 GING ROSENTHAL AUF HACHSCHARA IN DER NIEDERLAUSITZ. SPÄTER WAR ER ZWANGSARBEITER FÜR EINE RÜSTUNGSFABRIK. WÄHREND DER SOGENANNTEN FABRIKAKTION IM FEBRUAR 1943 WAR ER IN DER ROSENSTRASSE INHAFTIERT, UND NACH DER BEKANNTEN DEMONSTRATION WIEDER FREIGELASSEN. ROSENTHAL ÜBERLEBTE DEN KRIEG BEI VERWANDTEN SEINER MUTTER. NACH DEM KRIEG STUDIERT ER ROSENTHAL BEI DER BERLINER UNIVERSITÄT. ER WURDE DIREKTOR DES INSTITUTS FÜR VIROLOGIE DER HUMBOLDT-UNIVERSITÄT.

SEIN VATER IST IM APRIL 1939 NACH SHANGHAI AUF DER "MS VIKTORIA" GEFAHREN. DA HAT ER SICH EINE LUNGENTUBERKULOSE ZUGEZOGEN UND ER LAG SECHS JAHRE IM KRANKENHAUS. ER IST MIT DEM ERSTEN TRANSPORT DEUTSCHER RÜCKWANDERER WIEDER IN BERLIN IM AUGUST 1947 ANGEKOMMEN.

DIESES PROTOKOLL GEHÖRT DEM SHANGHAI JEWISH COMMUNITY ORAL HISTORY PROJECT, UNTER DER LEITUNG VON STEVE HOCHSTADT, PROFESSOR DER MODERNEN EUROPÄISCHEN GESCHICHTE BEI BATES COLLEGE, LEWISTON, MAINE. ES WURDE MIT HILFE DER DIMMER-BERGSTROM FUND UND BATES COLLEGE BEREITGESTELLT.